

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzaehlungen und Aufsaeetze

[urn:nbn:de:bsz:31-190507](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-190507)

Bermischte Erzählungen und Aufsätze.

Der Schmuggler.

Bei einer meiner Reisen, die ich unternommen hatte um die Seehäfen Englands zu besuchen und mich am Anblick seiner so malerischen Küsten zu ergötzen, die bald wie hohe, schroffe Mauern das Meer beherrschen, das sich in schäumenden Fluthen an ihrem Fuße bricht, bald in einem sanften Abhang sich von den Wellen lecken lassen, begab ich mich auch nach der Insel Wight. Nirgend fand ich die Reize der Natur verschwenderischer ausgebreitet als im Süden dieser Insel, die man mit Recht Englands Garten nennt. Dieß bewog mich, mein Winterquartier dort aufzuschlagen.

Die bescheidene Wohnung, die ich mir gewählt hatte, lag, etliche tausend Schritte vom Meere entfernt, mitten unter einer Menge Fischerhütten. Ich fand lebhaftes Interesse daran, den Charakter dieser muthvollen Menschen zu beobachten, welche die Nahrung jedes Tages nur auf Kosten täglich wiederkehrender Gefahren erwerben. Im Winter, wo der Ackermann ruht, wo der Handwerker und der Krämer im wohlgeheizten Zimmer ihrem Geschäfte obliegen, muß der arme Fischer gegen die Wuth der Elemente kämpfen, denn das Brod für seine Kinder liegt in den Tiefen des Meers. Leider ist es nicht immer ihr Fischerstand der sie antreibt diesen Gefahren die Stirne zu bieten; der Köder eines oft ungewissen, manchmal aber beträchtlichen Gewinns, den ihnen der Schleichhandel darbietet, reizt sie nur zu oft, mit Hintansetzung ihres ehrlichen, aber weniger lohnenden Gewerbs, die Gesetze des Landes zu übertreten, und sich ihrer strengen Rüge trotz der fürchterlichsten Gefahren auszusetzen.

Meine Streifereien längs der Küste hatten mich meilenweit mit den Bewohnern derselben in Berührung gebracht. Ich unterhielt mich gern mit diesen wackern Leuten und hörte mit nachbarlicher Theilnahme ihre Aeußerungen, ihre schlichten Meinungen und die Vorfälle ihres vielbewegten Lebens an. Ich gieng sogar zu weit, einigen unter ihnen Vorstellungen über ihr strafbares und gefährliches Handwerk zu machen. Darauf erwiederten sie stets: „Die armen Leute müssen ja auch leben. Uebrigens, setzten sie gewöhnlich zu, weil doch die reichen Herren und die Mächtigen, welche die Gesetze gemacht haben, unser Gewerb dadurch aufzumuntern, daß sie die eingeschmuggelten Waaren wissentlich kaufen, so kann man es den Armen nicht verargen, die sich so

vielerlei Gefahren aussetzen um ihnen dieselben anzuschaffen.“

Unter diesen Familien war eine, die ich am meisten besuchte. Ihre Hütte war so zu sagen in die Spalte eines Felsen eingekault, über welchem ein flacher Raum ihr zum Garten diente, den sie mit allerlei Gemüsen angepflanzt hatte. Die romantische Ansicht dieser Hütte und ihre ganz besondere Reinlichkeit hatten in den ersten Tagen meine Aufmerksamkeit angezogen. Diese wurde noch mehr gespannt, als ich zum ersten Male das auffallende Aussehen ihres Eigenthümers erblickte. Er war ein Mann von beiläufig fünfzig Jahren, von hohem Wuchs und starkem Körperbau. Seine ganz regelmäßigen Gesichtszüge zeigten Muth und Beweglichkeit an. Er trug weite Weinkleider von dunkeln Luche, eine Jacke ohne Kragen, die Hals und Brust unbedeckt ließ; ein Gürtel von Büffelleber, worin zwei Pistolen stachen, umgürte seine Lenden; am Schultergehänge hieng auf einer Seite eine große Pulverflasche, auf der andern ein breites kurzes Seitengewehr; nebstdem ragten hinter ihm der Lauf und der Kolben eines Karabiners hervor, der ihm am Riemen von der Schulter hieng. Eine Pelzmütze bedeckte seinen Kopf, ohne sein üppiges Haar ganz verstecken zu können, das ehedessen rabenschwarz, jetzt in's Graue zu spielen begann; fügte dazu noch einen langen Bart von eben so zweideutiger Farbe, so habet Ihr das vollständige Conterfei dieses sonderbaren Mannes. Trotz seines furchtbaren Rüstzeugs übte er anscheinlich das harmlose Gewerbe eines Fischers. Doch sah man ihn öfter noch längs der Küste herumschleichen, oder wie eine Meve auf einer Felsenspitze unbeweglich stehen, mit einem Fernglaße in der Hand oder am Auge; auch sah man ihn öfter in einer Felsenvertiefung das Flintenschloß seines Karabiners puzen, als vor seiner Hütte die Meve ausbessern. Bei jeder Stunde der Nacht brannte Licht in seiner Wohnung, aber er und sein Sohn waren meistens abwesend. Diese Bemerkung hatte ich selber oft gemacht, wenn ich nach Hause zurückkehrend noch einen Augenblick in der Hütte einkehrte. Dann aber war ich versichert, die Frau und die Tochter des so eben beschriebenen Mannes in heftiger Gemüthsbewegung anzutreffen, deren Ursache zu errathen mir nicht schwer war.

Richard Campbell, so hieß derselbe, war nicht auf der Insel Wight geboren. Seine Familie besaß, von Ureltern her, im nördlichen England

einen kleinen Meierhof, dessen Ertrag seine Besitzer zur Genüge ernährte. Er selber war, trotz seiner Neigung, die ihn von der Wiege an zur See zog, zum Ackerbau erzogen worden. Seine Spiele in der Kindheit, seine Belustigungen als Jüngling trieb er auf dem salzigen Elemente, in dessen Nähe, an einer kleinen Bucht, sein Meierhof lag. Er hatte das zwanzigste Jahr erreicht als sein Vater starb, ihm als dem einzigen Erben sein kleines Eigenthum hinterlassend, und von nun an war er frei seiner Neigung zu folgen.

Die Versuchung war stark. Festige Begierden, verworrene Pläne tobten in seinem Innern. Aber seine Mutter war Witwe, und er ihre einzige Stütze. Er blieb also um sie in ihrem hohen Alter zu pflegen, indem er das väterliche Erbe anbauete. Vielleicht wurde er auch in diesem Entschlusse durch die hübschen blauen Augen Margarethens bestärkt, die seine kindliche Liebe durch ihre Zärtlichkeit und bald darnach durch die Gewährung ihrer Hand belohnte.

Die vollkommenste Eintracht herrschte in dieser friedlichen Familie. Richard, dem Margarethe zwei Knaben und eine Tochter geboren hatte, war der arbeitsamste und ergebenste Hausvater. Der einzige Kummer, wodurch er manchmal das Glück seiner Frau trübte, entstand daraus, daß er Ruhestunden oder einen Feiertag benutzte, um seine Leidenschaft für Seefahrten zu befriedigen. Wie ängstigte sie sich wann er auf seinem gebrechlichen Schiffe sich in kalten Winternächten aus der kleinen Bucht wagte um zu fischen oder Seewogel zu jagen. Doch erfolgte daraus für sie kein anderes Unglück, als die Vorliebe für das Seewesen, welche ihren geliebten Moriz, ihren ältesten Sohn, dergestalt einnahm, daß er von nichts andern mehr träumte, als ein tüchtiger Seemann zu werden. Campbell, eingedenk des eigenen Verlangens, das er darnach in seiner Jugend genährt, konnte sich dem Wunsche des Sohnes nicht widersetzen, um so weniger da John, sein zweiter Sohn, ihm blieb, der ein guter Ackermann zu werden versprach, und ihm schon tüchtig zur Hand gieng. Der armen Mutter wollte schier das Herz brechen, obwohl der Mund sich keine Widerrede erlaubte, weil die Wahl Morizens vom Vater gutgeheißen worden. — Ich komme ja wieder, liebe Mutter, sagte Moriz beim Abschiednehmen, dann verlaß ich Euch nimmer.

Neben seinem Eigenthum bauete Campbell noch einige Aecker, die er von einem Edelmann aus der Nachbarschaft in Pacht genommen hatte. Dieser war ein Krittkler, ein Sclikanenmacher, was äußerst mißlich für Campbell war, dessen stolzer und unabhängiger Charakter keine Unge-

rechtigkeit ertrug, und nur allzubald in Zwistigkeiten mit dem Edelmann gerieth, die zu Wortstreit und zuletzt gar zu einem Prozeß führten. Dieser zog sich in die Länge aus nichtswürdigen Ursachen, und als er endlich vorkam, wurde er zu Gunsten der reichern Partei, des Edelmanns nemlich, entschieden. Von diesem Augenblicke an ward Richard fest überzeugt, die Gerechtigkeit, die unparteiische Gerechtigkeit, sey in seiner Heimath nur ein Trugwort.

Der große Verlust, den er durch die widrige Wendung des Prozesses erlitt, erbitterte sein Gemüth. Seine darauf erfolgte gedrückte Lage verfolgte ihn stets wie ein Gespenst; auf dem Felde hemmte sie seinen Eifer, in seiner Wohnung stieß sie die Liebkosungen seiner Frau und seiner Kinder zurück. Gezwungen endlich sein ererbtes Eigenthum zu verkaufen um die Gerichtskosten bezahlen zu können, raffte er die Trümmer davon zusammen, und entschloß sich sein Geburtsort zu verlassen. In seiner Jugend hatte er die Insel Wight besucht, und die Erinnerung an ihre anmuthigen, mitten im Grünen gelegenen Hütten und an ihre fischreichen Buchten, war ihm stets in frischem Andenken geblieben. Dort führte er seine Familie hin, und bald darauf hatte er sich in oben erwähneter Hütte angesiedelt. Von dem wenigen Gelde, das ihm übrig geblieben, hatte er sich eine Fischerbarke angeschafft. Leider ist dieses Gewerbe wenig lohnend, und die arme Familie hatte Mühe, auch nur das Unentbehrlichste zu erwerben.

Wenn einem Unglücklichen sich die Mittel darbieten, sich und den theuern Seinigen aus der Noth zu helfen, kann man es ihm zum Verbrechen anrechnen, daß er der lockenden Versuchung nachgibt? wird man ihn strenger richten als diejenigen, die ohne gleiche Entschuldigung ihn reizen, das Gesetz zu übertreten, indem sie ihm die Früchte dieser Uebertretung abkaufen?

Durch einen solchen Trugschluß ließ sich Campbell überreden, andern Fischern sich anzuschließen, welche längs der Küste das gefährliche Handwerk des Schleichhandels trieben. Und obwohl von da an so zu sagen Ueberfluß in der Hütte herrschte, war das sorglose Lächeln der Unschuld von den Lippen seiner Bewohner gewichen. Margarethe widersetzte sich lange mit allem Nachdruck ihrer angeborenen Tugend dem bösen Treiben ihres Mannes und ihres Sohnes; diese aber, berauscht vom Gelingen desselben, ermuthigt durch die Anzahl ihrer Mitschuldigen, und durch die Gewohnheit abgehärtet gegen die ihrem Gewerbe anlebende Schmach, blieben taub gegen ihre Vorstellungen. Endlich müde von einer frucht-

lofen Widerseßlichkeit, und zitternd vor dem ernstesten Blicke desjenigen, der seit so vielen Jahren Glück und Unglück mit ihr getheilt hatte, verhielt sich Margarethe leidend bei dem gefehwirdigen Handel, bis sie endlich selber Theil daran nahm durch Kaufsiren der eingeschwarzten Waaren.

Eines Abends als ich in der Nachbarschaft auf Besuch war, wurde ich vom heftigen, stets wachsenden Winde gewarnt, schnell den Heimweg anzutreten, und den matten Schein des Mondes zu benutzen ehe er vollends verschwinde. Meinen Hut fester in den Kopf drückend und in meinen Mantel mich einhüllend, eilte ich aus dem Hause. Mein Weg führte längs der Küste, wo schon hohe Wellen mit donnerähnlichem Getöse anprellten. Feiner Schnee mit Meeresschaum vermischt, wirbelte einen Augenblick in der Luft, bald aber vom Südwinde getrieben peitschte er mir so heftig das Gesicht, daß ich oft halten mußte um wieder Athem zu schöpfen. Schweres Gewölk flog am Himmel daher, bald den Mond ganz verhüllend, bald nur einen blassen Schein durchlassend, welcher die ganze Gegend mit Leichenfarbe übergoß.

Ich setzte meinen Weg fort, gegen den Drkan ringend, als ein gellendes Geschrei, das Brausen der Elemente überziehend, in meinen Ohren erklang. Bald darauf glaubte ich Männerstimmen und Rudererschlag unter meinen Füßen zu hören. Ich hatte mich nicht getäuscht; ein durch das zerrissene Gewölk gedrungener Mondstrahl beschien die Segel eines Handelsschiffes, das auf dem hohen Meere hielt, und ich konnte eine Schaluppe erblicken, die, wie ein schwarzer Punkt auf den Wellen tanzend, sich anstrengte die Küste zu erreichen; ein anderes Boot ruderte voran und hatte so eben gelandet, als ein Mann auf das Ufer sprang und schnell an mir vorbeieilte. An seinem hohen Wuchse und seiner Tracht hatte ich Campbell erkannt. Sogleich erhob sich ein langes Pfeifen, dem hundert andere von der Küste und vom Meere her antworteten. Dieß war genug mich zu überzeugen, daß die bösen Geister in voller Thätigkeit waren: die Stunde, der Schauplatz und die Elemente waren im Einklang mit ihrem strafbaren Vorhaben. Indes war der Mond ganz verschwunden und die Finsterniß, die mich umgab, nöthigte mich stehen zu bleiben, um zu überlegen was nun für mich zu thun sei. Ich hatte noch eine halbe Stunde bis nach Hause; es wäre bei so bewandten Umständen für einen des Wegs nicht ganz kundigen Fremden zu viel gewagt gewesen, auf einen von Felsebrocken bedeckten, hin und wieder von den Wellen besülften Pfade fortzuwandern. Ein erleuchtetes Fenster der nur hundert Schritte fernen Hütte

Campbells entschied mich, meine Richtung dahin zu nehmen, um dort eine Laterne und einen Wegweiser zu begehren, wenn glücklicherweise John, Campbells jüngerer Sohn, zu Hause wäre.

Ich hatte nicht nöthig anzuklopfen, die Thür war sperrweit offen, und auf der Schwelle stand die alte Margarethe, die mit aller Anstrengung horchte, und in der Richtung wohr ich kam die Finsterniß zu durchschauen sich bestrebte.

Das Geräusch meiner Schritte drang ihr bald zu Ohren, und mir entgegen springend rief sie aus: Gottlob, Kathrine, da sind sie! Auf diesen Ruf eilte die Tochter mit einem Licht herbei, dessen Schein aber leider einen Fremden beleuchtete, statt der so sehnlich Erwarteten. — Ach, mein Herr, sagte Margarethe verblüfft, als sie sich getäuscht sah, ich glaube... Aber schnell sich fassend, setzte sie hinzu — Sie sind nicht desto weniger willkommen, denn bei einem so entseßlichen Wetter sollte man keine Christenseele unter freiem Himmel lassen; und doch, mein Herr, sind gegenwärtig mein Mann und mein Sohn... ja, ich muß es nur gestehen, Richard und John sind in diesem Augenblicke ein Spielball der tosenden Fluthen... Nicht genug! ein Wachtschiff paßt dem Schiffe mit verborenen Waaren auf, dessen Ladung sie an's Land zu schaffen helfen... Gott weiß was da vorkommen kann... Ich habe sie gebittet, gesehet, diese Nacht sich nicht auszufehen, bei so argem Wetter. Sie hatten aber schon ihr Wort gegeben, diese Nacht die Landung zu vollbringen... Bei diesen Worten zerfloß die arme Frau in Thränen.

Wenn die Stimme Gottes sich hören läßt, soll der Mensch sich enthalten auch die seinige beizumischen, anders als durch Worte der Theilnahme und des Trostes; und Gott hatte so eben zu dem Herzen dieser Bedauerlichen gesprochen. Die entseßliche Angst, die sie über das Schicksal geliebter Wesen empfanden, stellte ihnen lebhafter, als ich durch Vernunftgründe hätte thun können, die schlimmen Folgen ihres unerlaubten Gewerbs vor Augen. Ich bestrebte mich ihre Furcht zu mildern; ganz sie beruhigen wäre nicht möglich gewesen im Augenblick wo der Sturm noch dauerte. Ich hatte zwar Campbell auf dem Lande gesehen; warer aber, wie sein Sohn, nicht von Männern umringt, deren Pflicht es war die Schleichhändler ohne Erbarmen zu befehlen und Leben an Leben zu wagen!

Indessen war der Kampf der Elemente noch fürchterlicher geworden, und ich war überzeugt, daß die beiden Campbell, waren sie noch auf der See, darin ihr Grab gefunden haben mußten, wenn sie nicht ein Wunder gerettet. Vielleicht aber

hatten sie noch vor dem wüthendsten Ausbruch des Sturms die Waaren an's Land gebracht, und da war ihr längeres Ausbleiben leicht zu erklären; denn, in diesem Falle, hätten sie mit einem Theil ihrer Gehülfen die Wallen nach verborgenen Winkeln der Stadt zu schaffen gehabt. Diese Wahrscheinlichkeit machte Eindruck auf Margarethe und ihre Tochter, und ein Strahl neuer Hoffnung belebte ihr Antlitz wieder, der aber bald verschwand als plötzlich ein Schuß fiel, auf den ein dumpfes Stöhnen folgte; in der Hütte aber erfolgte ein banges Schweigen trüber Ahnung; wir sahen hinaus in die schwarze Finsterniß, ohne etwas erschauen zu können. Der Wind verfieng sich in der Hütte, daß die Wallen krachten, und im Augenblick wo die hülzerne Uhr den letzten Schlag der Mitternachtstunde schlug, fiel die Hausbibel vom Schafte herab zu den Füßen Margarethens, und als sie dieselbe aufheben wollte, bemerkte sie, daß sie sich am Blatte geöffnet hatte, wo sie vor zwei und zwanzig Jahren den Geburtstag Morizens, ihres Erstgeborenen, aufgeschrieben hatte. — Ach! seufzte sie, es war eine Zeit, lieber Moriz, wo der Tag, an welchem Gott dich mir geschenkt hat, nie vergessen wurde. Jetzt aber!.... Hier unterbrach sie ein Geräusch schneller Schritte, die Thür wurde heftig geöffnet, und Campbell der Vater stürzte herein. O mit welchem Freudengeschrei er empfangen, er umarmt wurde! Die Freude sank aber plötzlich, als er ihren Armen sich rasch entwindend, auf seinen Sitz sich warf und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Ein einziger Gedanke tauchte in der Seele Margarethens auf: — Mein Sohn! mein Sohn! rief sie aus, ihren Mann beim Arme ergreifend, wo hast du John gelassen?... Himmel! er ist todt, sie haben ihn ermordet... O ich dachte wohl, daß es so enden würde! — Still, Frau, erwiederte Campbell, der aufsprang und finstere Blicke auf sie warf — John lebt; dann setzte er zwischen den Zähnen murmelnd dazu, indem er sein blutbeflecktes Handtuch auf den Tisch warf: dieß ist nicht sein Blut.

Jetzt nahm ich das Wort — Unglücklicher, sagte ich, was habt Ihr gethan, welchen Leiden gebet Ihr euere arme Familie preis? Flihet, flihet schnell während Euch die finstere Nacht schützt. — Er sah mich einen Augenblick unentschlossen an, dann aber in das dumpfe Brüten der Verzweiflung versinkend, antwortete er kaum hörbar: — Es ist zu spät, sie sind mir auf den Fersen die Küstewächter; sie haben mich bis hieher verfolgt. Und in der That hörte man ganz in der Nähe Geschrei und Lärm, der nur zu sehr seine Worte bestätigte. Gleich darauf wurde die

Thür eingestoßen, und ein Trupp Matrosen stürzte in die Hütte.

— Ha! da haben wir den Mann, schrien sie, er entlauft uns nimmer; wäre uns nur der Jüngere nicht entwischt! Margarethe und ihre Tochter warfen sich zwischen die Matrosen und Richard, den sie schon ergriffen hatten. Was hat er denn gethan? rief erstere aus; ist ein Unglück geschehen, so ist er nicht schuld daran, gewiß nicht; er ist ja sanft wie ein Lamm und thut keinem Kinde etwas zu Leide. — Rede doch, Richard, sage ihnen, daß sie dich für einen andern nehmen. — Campbell aber, mit gesenktem Blicke, blieb starr und stumm, als wäre alles Leben von ihm gewichen. — Da ist gar kein Irrthum, liebe Frau, sagte einer der Matrosen; er hat nur so eben einen der Unsrigen getödtet, und mit Ihrer Erlaubniß wollen wir ihn diese Manschetten bescheeren. Mit diesen Worten legte er dem Campbell Handschellen an, der dieß alles mit Stumpf-sinn geschehen ließ.

In diesem Augenblicke erschallten wieder Tritte von Außen, die Thür wurde auf ein Neues aufgegriffen, und vier Matrosen traten herein, welche den blutigen Leichnam des Unglücklichen trugen, der in Erfüllung seiner Pflicht von der Pistole Campbell's im Handgemenge erschossen worden war. Wir haben, sagte einer derselben, indem sie den Leichnam auf zwei Stühle hinlegten, unsre Schalluppe verfehlt, und konnten doch unsern Kameraden nicht in seinem Blute am Ufer liegen lassen.

Richards Schauer bei dieser Erscheinung war gräßlich anzusehen; mit Fieberschauer wendete er die Blicke davon ab. Die Weiber waren vor Entsetzen ergriffen. Ich allein hatte noch Fassung genug mich dem Leichname zu nähern, um zu untersuchen ob noch eine menschliche Hüfte fruchten könne.

Margarethe errieth meine Absicht, und mit jener zarten Empfindsamkeit, die ihrem Geschlechte eigen ist, und sich auch beim größten Schmerze nicht verläugnet, gieng sie herbei um mir in diesem traurigen Geschäfte beizustehen.

Der Kopf des jungen Matrosen war auf die eine Schulter geneigt, seine üppigen Haare hienge ihm naß über das Antlitz, das sie fast bedeckten; die rechte Hand hieng am Stuhle herab. Ich ergriff sie, sie war kalt wie Marmor. Margarethe, obwohl schauernd beim Anblick des Bluts, setzte nichts desto weniger ihre Untersuchung fort. Sie hatte so eben das Schnupstuch, womit die Matrosen in der Eile die Wunde verbunden hatten, von der Brust des Jünglings weggerissen, als ihre Finger ein Band berührten, woran vom Halse desselben eine Denkmünze hieng.

Der Schein des Lichts fiel gerade auf dieses Gesicht. Sogleich entfuhr ein dumpfer Anruf ihren Lippen; ich sah sie unbeweglich, athemlos, mit gefalteten zitternden Händen da stehen; die Augen mit unbeschreiblichem Grauen auf die Denkmünze gerichtet, schienen aus den Höhlen springen zu wollen. Endlich stieß ihre Brust einen Schrei aus, wie ich noch nie einen gehört, und dessen Erinnerung noch heute mein Blut erstarren macht. Ihre Tochter und selbst Campbell, trotz seiner Fesseln sprangen herbei. Auf ihren Mann einen verstärkten Blick werfend, dessen Ausdruck gräßlich war, ergriß sie convulsivisch die Hand desselben, und ihm die Denkmünze vorhaltend, sagte sie ihm mit gepreßter Stimme: — Wer ist dieß, Richard? (Gegenstand und Moment der Vorstellung) — Er schauderte, seine Blicke fielen nun langsam vom Leichnam auf das Vorgehaltene, und sein ganzer Körper fieng an zu zittern wie von Fieberfroß geschüttelt. — Wer ist dieß? wiederholte Margarethe, und rasch darauf schob sie die Haare vom Gesichte des Leichnams. Jetzt in die Hände klatschend und ein gräßliches Lachen erhebend, rief sie aus: — Wußt' ich's doch, daß er's ist! mein Sohn ist endlich zurück! Richard, bewillkomme deinen Sohn Moriz! dabei bemühte sie sich die Lippen ihres Mannes auf die des Leichnams zu drücken. Richard aber antwortete nur mit einem tiefen Aechzen, das Lebensband war in ihm zerrissen; seine Züge verstärkten sich, die Augen fielen zu, er taumelte und stürzte todt zusammen vor dem Leichnam Morizens, den seine des Verstandes plötzlich beraubte Mutter wahnwützig an ihr Herz drückte.

Ihr, die Ihr anstatt Euch von einem ehrlichen Handwerk, oder vom Ackerbau zu ernähren, euer Brod in dem gefährlichen und weit beschwerlichem Betreiben der Conterband sucht, erbauet Euch an dieser Geschichte. Freilich sind solche Vorfälle, wie der so eben erzählte, etwas außerordentliches, das vielleicht nie wieder sich ereignen wird. Doch bleibt immer wahr, daß der Conterbandier, nebstdem daß er ein unerlaubtes, verächtliches Gewerbe treibt, sich stets der Gefahr aussetzt, seine Freiheit, ja selbst sein Leben einzubüßen, oder, was noch bedauerlicher wäre, eine Mordthat zu begehen.

Zwei Doppel-Souverän.

(Der Souverän ist eine österreichische Goldmünze: es gibt deren einfache und doppelte.)

Zwei junge Zimmergesellen waren zu Anfang des Frühlings 1841 im Graz im Hause eines Kaufmanns beschäftigt, einen neuen Fußboden zu legen, als der Eine von ihnen sich zufällig

entfernte, der Andere aber eben zwei alte Dielen aufriß und zwischen diesen einen Doppel-Souverän fand. Bei der Rückkehr des Ersten zeigt der Letztere demselben den gemachten Fund, und sie hatten nicht übel Lust, ihn zu theilen. Indessen waltete ihr Schutzengel über Beiden, und anstatt eine leichte Summe einzustecken, die ihr Lebenslang schwer auf ihrem Gewissen gelastet hätte, wurden sie eins, das Goldstück dem Bauherrn abzuliefern, und durch diese That erwarben sie sich die Zufriedenheit zu einer großen Ehrenrettung beigetragen zu haben. Doch schreiten wir dem Laufe der Begebenheit nicht vor.

Der Bauherr erschien bald die Arbeit zu besichtigen, und der Finder des Souveräns überreichte ihm seinen Fund. Beim ersten Anblick schrie dieser kramphast auf: „Ach, arme Charlotte; du bist unschuldig und hast so viel gebuddet!“ Nach diesen Worten stürzte er fort. Die Gattin des Bauherrn, welche dessen Angstgeschrei vernommen, eilte schnell herbei, und als sie Kunde von dem erhalten, was geschehen war, überwältigte auch sie das Gefühl, und auch sie brach unwillkürlich in den Anruf ihres Gatten aus und entfernte sich mit gleicher Hast.

Die beiden Gesellen sahen sich betroffen an, und konnten sich das sonderbare Betragen der Bauherrn nicht erklären; über die Lösung des Räthfels still nachdenkend, waren sie doch innerlich froh die Versuchung überwältigt zu haben. Nach mehreren Stunden konnten sie schon die süßeste Belohnung ihrer guten That verkosten; denn beide Gatten kehrten in der freudigsten Aufregung in ihre Behausung zurück und mit ihnen ihr Dienstmädchen Charlotte, welcher der beiderseitige Anruf gegolten hatte, freilich in düsterer melancholischer Stimmung. Sie wurde den beiden jungen Gesellen als diejenige Person bezeichnet, welche sie durch Ablieferung des Souveräns mit einem Male vom Verdacht gereinigt hatten, sich einer Veruntreuung schuldig gemacht zu haben, und die schuldloser Weise zwei Monate hindurch ihrer Freiheit beraubt gewesen war. An diese Vorstellung knüpfte sich nun die zarte Erklärung des kinderlosen Ehepaars, daß Charlotte nunmehr ihre Adoptiv-Tochter sey, als Entschädigung für ihr Dalden und ihren Schmerz, die sie so unverschuldet hatte aushalten müssen. Um den Triumph der gereinigten Unschuld noch höher zu steigern, wurde ein elegantes Futteral gefertigt, in welchem dem goldenen Fündling sein fernerer Aufenthalt angewiesen wurde, mit der Aufschrift auf dem Deckel: „Charlotte. Graz, den 21. März 1841.“

Den beiden jungen Gesellen schenkte der Bau-

den zwei alte Die
 einen Doppel-Ein
 des Ersten geht
 lichten Hund, und i
 zu theilen. In die
 beiden, und am
 lichen, die ihr Leb
 wesen gelassen hat
 tück dem Vater
 hat erworben i
 er großen Ehren
 Doch schreiten in
 nicht vor.
 die Arbeit zu b
 Souverains ih
 im ersten Anbl
 Ach, arme Co
 hat so viel gel
 erte er fort. D
 dessen Angesp
 herbei, und di
 es geschehen vor
 löst, und auch si
 ruf ihres Genu
 licher Lust.
 ich betroffen in
 re Betragen de
 die Lösung de
 sie doch imm
 wähltag zu leben
 sie schon die jü
 verköflich; dem
 würdigsten Lust
 und mit ihm
 elter der beide
 tlich in diese
 er wurde dem
 die Person begi
 ng des Souverai
 gereinigt hat
 gemacht zu b
 le zwei Mann
 gewesen von. S
 um die zwei G
 nare, daß Co
 licher sei, als G
 ihren Stimm
 enthalten mög
 von Ansehen
 eleganten Frau
 gelbtem Fianze
 wesen muße, in
 „Charlotte. Co
 schenke die



herr zur Erinnerung an ihre Redlichkeit, und damit sie das Andenken an Charlotte auch in der Ferne feiern möchten, Jedem einen Doppelsouverän, eine Denkmünze, die, wenn auch nicht auf dem blutigen Schlachtfeld errungen, und obgleich sie nicht öffentlich zum Schmuck getragen werden darf, doch beiden Inhabern derselben, bei jedesmaligem Anblick, eine angenehm-wehmüthige Rück Erinnerung an ihr Wanderleben, gegenwärtig und noch im spätern Alter gewähren wird.

Noch einmal sah einer der beiden Jünglinge, im Mai 1842, Charlotte wieder, geliebt von ihren Adoptiv-Eltern, geachtet und geschätzt von allen denen, mit welchem sie Umgang hat; ein schwermüthiger Zug, der ihr von ihren Leiden übrig geblieben, erlöschte nach und nach; dagegen hatten die schönen Eigenschaften, die sich immer glänzender an ihr entwickelten, derselben die Liebe eines achtbaren jungen Mannes zugezogen, mit dem sie bald verbunden werden sollte.

Naturgeschichte.

Der gehelmte Basilisk und die blatterige Segelechse.

Der Name Basilisk kommt mehrmals in der heiligen Schrift vor, und diese Stellen haben zu den abenteuerlichsten Fabeln Anlaß gegeben. Ich werde, spricht der Herr, Basilisken schicken, die nicht bezaubert werden können, und sie werden euch heißen. Jerem. 8, 17. — Du wirst einhergehen über Mattern und Basilisken, den Löwen und den Drachen wirst du unter die Füße treten. Ps. 90, 14. — Sie haben Schlangeneier erbrochen.... Wer von diesen Eiern ist, wird sterben, und wenn man sie ausbrüten läßt, so wird ein Basilisk ausschließen. Isaias 59, 5. Diesen Stellen zufolge hat man sich unter Basilisk ein fürchterliches Thier ausgedacht, eine giftige Schlange oder ein Drache. Da hatte die Einbildung ein weites Feld: man ließ dem Basilisken eine Krone auf den Kopf, mächtige Flügel, funkelnde Augen, deren Blick allein schon tödten konnte. In der That weiß man aber nicht auf welches Thier diese Stellen anspielen: ist es eine Schlange? ist es eine Eidechse? das ist unbekannt; eben so was ein Drache sey.

Damit jedoch dieser Name Basilisk einen Gegenstand habe, hat man ihn in neuerer Zeit einer Eidechse gegeben, die zwar eine ziemlich grausige Gestalt hat, die aber bei weitem nicht so schlimm ist als sie aussieht. Sie ist auf unsrer Zeichnung oben abgebildet. Ihr Körper ist mit Schuppen bedeckt, und über den Rücken und

Schwanz weg läuft ein hoher, häutiger, fortlaufender Kamm. Am Hinterkopf erhebt sich eine spitzige Kappe, deren Außeres ebenfalls schuppig ist und dem Thiere ein ganz sonderbares Ansehen gibt. Ueber die Bestimmung dieses Organs ist nichts bekannt. Der Schwanz ist lang und läuft sehr spitzig zu, so daß er eine Strecke sehr dünne ist. Die Zehen an den Hinterfüßen sind weit größer wie die an den vordern, und beide mit sehr spitzigen Nägeln versehen. Die Länge des Thieres beträgt beiläufig ein Meter sechs Decimeter (6 Schuhe), wovon der Schwanz die Hälfte einnimmt. Von den Flossen am Rücken laufen unregelmäßige, unterbrochene Querstreifen an die Seiten, deren man vom Halse bis zum Ende des Rückens sieben zählt. Das Vaterland dieses sonderbaren Geschöpfes ist die Insel Amboina; man findet es aber auch in den heißen Strichen Amerikas, namentlich in Guyana. Es soll vorzüglich auf Bäumen leben, hurtig von Zweig zu Zweig hüpfen, und sich von Früchten und Insekten nähren.

Das Thier, das auf unsrer Zeichnung unten steht, ist die blatterige Segelechse, ein mit jenem an Größe, Gestalt und Lebensart verwandtes Geschöpf. Die Segelechse hat auf dem Kopfe keinen Helm, sein Rücken ist aber ebenfalls, zwar nicht mit einem häutigen Kamm, sondern mit dornartigen Spitzen besetzt. Besonders erhebt sich auf dem Schwewe ein hoher Kamm, gezackt wie eine Säge, der durch Riele getragen wird. Von diesem her mag der Name Segelechse herühren. Der Kopf ist länger als breit, überall mit Schuppen bedeckt und sehr rauh. Die Beine sind kurz und stark; vor der Wurzel der Vorderbeine ist die Brust mit großen Schuppen besetzt. Die Zehen sind lang, mit hornartigen, zusammengedrückten Klauen. Die Farbe ist olivengrün, an den Seiten mit einzelnen pyramidenförmigen himmelblauen Schildchen. Das Vaterland der Segelechse ist die Insel Manilla, die größte der Philippinen. Sie nährt sich von Insekten und Früchten, hält sich in den Wäldern auf, läuft an den Baumstämmen umher, soll aber fast nie in's Wasser gehen. Demnach diene ihr der Schwanzkamm nicht als Flosse, sondern als eine Art von Waffe, da sie damit starke Schläge ertheilen kann. Uebrigens sind beide Thiere von den Naturforschern nicht hinlänglich beobachtet worden, daß uns alle ihre Gewohnheiten bekannt seyn können. Nach ihren Schuppen und Flossen zu urtheilen, sollen sie das Wasser nicht scheuen. Doch fehlt ihnen die Schwimmhaut, die bei Thieren nicht mangelt, welche oft im Wasser leben.

er, häutiger, sehr
 fesselt sich
 es ebenfalls schon
 sonderbares
 dieses Organ
 ist lang und
 Streck sehr
 sind meist
 beide mit sehr
 Länge des
 sechs Decimen
 die Größe
 Rücken laufen
 Querstreifen
 bis zum Ende
 Vaterland
 Insel Arabien
 heißen Stra
 ma. Es soll
 artig von Zwei
 chren und Insel

Zeichnung
 elefse, ein
 ebenbürtig
 at auf dem
 aber eben
 in Kamm, f
 Defonders
 der Kamm, g
 ele getragen
 Segelchiel
 als breit, s
 raub. Die
 argel der
 Schwuppen
 mit hornar
 Die Farbe
 gelben we
 deiten. Das
 Insel Mamil
 ändert sich
 in den We
 umen umh
 n. Demnach
 als Glosse,
 a sie damit
 rigens sind
 nicht h
 alle ihre
 nach ihrem
 len, sie das
 eben die Schw
 angst, we



Die neue astronomische Münster-Uhr.

Ehe wir von diesem Kunstwerke sprechen, das den 2. Oktober 1842, bei Anwesenheit des wissenschaftlichen, damals zu Straßburg versammelten Congresses zum ersten Male in Gang gesetzt, und den 31. Dezember darauf feierlich eingeweiht wurde, wollen wir eine kurze Beschreibung der alten Uhr geben, an der Stelle und zum Theil im Kasten welcher die neue aufgerichtet worden ist.

Die alte Uhr ist von Jsaak und Josias Habrecht, aus Schafhausen, nach den Angaben Conrads Dasypodius', Professors der Mathematik an der Straßburger Universität, verfertigt worden, welcher letztere, als er der übernommenen Last beinahe unterlag, seinen Freund David Wolfenstein, Professor der Astronomie zu Augsburg, sich beigesellte. Im Jahr 1570 angefangen, wurde sie den 24. Juni 1574 eingeweiht.

Sie war in mehrere Stockwerke eingetheilt. vorn am Fuße des Monuments befand sich ein Pelikan mit seinen Jungen, der eine Kugel von etwa 80 Centimeter im Durchschnitt und 50 Kilogramm im Gewichte trug. Auf dieser von Papier, Leim und Kreide verfertigten Kugel waren die 48 zu Ptolemäus Zeiten bekannten Sternbilder vorgestellt. Sonne und Mond bewegten sich um diese Kugel, welche selber in 24 Stunden sich einmal um ihre Achse drehte.

Hinter dieser Kugel und in der Mitte des Fußgestells waren drei concentrische Cirkel, auf deren äußerstem, von Holz, der damals übliche Kalender gemalt war; auf beiden Seiten standen Apollo und Diana, die mit ihren Sceptern, Jener den eintreffenden Tag, Diese den entgegen gesetzten der andern Jahreshälfte, anzeigten. Dieser Cirkel drehte sich im Laufe des Jahrs ganz herum.

Der innere unbewegliche Cirkel trug die geographische Beschreibung Deutschlands, wozu Straßburg damals als freie Reichsstadt gehörte; man sah auch den Plan Straßburgs mit seinen damaligen Festungswerken und die Namen der Meister, die an diesem Uhrwerke Hand angelegt haben.

An den vier Ecken des Quadrats, worin diese Scheiben standen, waren die vier Monarchien

' Derselbe hieß eigentlich Marhfuß, übersezte aber, nach damaliger Sitte der Gelehrten, seinen pöbelhaft klingenden Namen in's Griechische: daher der Name Dasypodius. Schade, daß dieß heut zu Tage nicht mehr angeht, da könnte der hintende Bote sich auch einen gelehrten Namen geben.

der alten Welt in Gemälden vorgestellt, nemlich: Rom, Griechenland, Assyrien und Persien. Links und rechts dieses Quadrats waren an zwei großen Tafeln, auf 36 Jahre hinaus, die zu Straßburg sichtbaren Sonnen- und Mondsfinsternisse angegeben.

Ueber der vormeldeten Kalenderscheibe befand sich eine Höhle mit zwei Eingängen. Aus der zur Linken' trat Tag für Tag eine der sieben heidnischen Gottheiten hervor, wovon die Wochentage ihren Namen haben, und kehrte durch den andern Eingang wieder in ihre Höhle der folgenden Platz machend.

Ueber dieser Höhle sah man ein Zeigerblatt, in Viertelstunden und Minuten eingetheilt, zu dessen Seiten zwei Engel saßen, deren einer mit einem Scepter die zu schlagenden Viertel angab, das andere ein Stundenglas in der Hand trug, das es jede Stunde umdrehte.

Im mittlern Stockwerke enthielt der Kasten eine Menge Räder, welche vielerlei Zeiger bewegten, deren Hauptzeiger, auf einem Blatte in der Form eines Astrolabs, die zwölf Stunden des Tags und der Nacht anzeigte, und also in 24 Stunden seinen Umlauf machte. Die andern Zeiger gaben den Lauf verschiedener Planeten, der Sonne und des Monds an. In der Mitte dieses Zeigerblatts war eine Weltkarte abgemalt in einem Kreise, worauf die zwölf Zeichen des Thierkreises vorgestellt waren.

Unmittelbar über dieser Abtheilung befand sich eine offene Scheibe, unten mit zwei Halbscheiben bedeckt, hinter welchen die gelb angestrichene Mondscheibe heraufkam und sich nach und nach auf der andern Seite senkte, wodurch die verschiedenen Phasen seines Wachsens, Bollseyns und Abnehmens nachgebildet wurden.

Weiter oben war eine hervorstehende Terrasse oben mit Glöcklein behangen, woran die Viertel geschlagen wurden. Das erste Viertel schlug ein Kind, die halbe Stunde ein Jüngling, die drei Viertel ein erwachsener Mann, die vier Viertel ein Greis. Ueber dieser Terrasse war eine andere, wo die Stunden geschlagen wurden. Dort befanden sich zwei Figuren, deren eine Christus vorstellte, die andere den Tod. Bei jedem Viertel trat der Tod hervor die Stunde zu schlagen, wurde aber von Christus zurückgewiesen; wann

' Damit kein Mißverständnis entstehe, nennen wir, in Bezug auf den Zuschauer, rechts und links, was nemlich für den Zuschauer die rechte und die linke Seite ist.

aber die Stunde zu schlagen war, ließ sich der Tod nicht mehr zurückweisen, schlug die Stunde mit einem Knochen, und Christus zog sich zurück.

Auf der linken Seite des Haupt-Uhrenkastens, der die Höhe eines dreistöckigen Hauses hat, stand ein anderer thurnähnlicher Kasten, der für das neue Werk beibehalten worden, und die Uhrgewichte enthält. Ebenfalls in drei Stockwerke eingetheilt, sind daran abgemalt, oben Urania, die Muse der Astronomie; in der Mitte der Koloß, wovon der Prophet Daniel spricht; unten das Bildniß des Nicolaus Cepernik, obwohl jenes Uhrwerk nicht nach dem Systeme dieses berühmten Astronomen gebaut war, der erste der behauptete, die Erde, die man vor ihm unbeweglich glaubte, drehe sich um die Sonne herum. Dieses Thürmchen trug, wie jetzt auch, einen Hahn auf seiner Spitze, der zu gewissen Stunden Flügel und Hals bewegte und zweimal krächete, so gut es gehen wollte, seitdem im Jahr 1640 ein Donnereschlag, der ihn traf, ihm die Stimme verdorben. Der neue Hahn krächet jeden Tag um 12 Uhr Mittags, wie wir später erzählen werden, und seine Stimme ist so natürlich, daß die Hühner davon getäuscht würden. Man sagt, Hr. Schwilgué habe sich deswegen einen prächtigen Hahn gehalten, und so lange am Gebläse geübt, bis das Geschrei seines mechanischen Hahns dem des natürlichen vollkommen glich.

Rechts stand, wie sie noch steht, eine sehr künstlich von Stein gebaute Schnecken- oder Schneckentreppe, um in das Innere des Uhrenkastens steigen zu können.

Diese künstliche Mechanik war im J. 1669 ausgebeßert worden; 1713 wurde sie zerlegt, die abgelaufenen Räder mit neuen ersetzt, und überdies ein Schwunngewicht daran angebracht. Trotz dieser Reparatur stockten am Ende des vorigen Jahrhunderts die meisten astronomischen Bewegungen; mit vieler Mühe konnte der dazu angestellte Uhrmacher die Schlaguhr noch im Gang erhalten. Endlich mußte man auch diese aufgeben, und viele Jahre lang stand dieses alte Kunstwerk unserer Vorfäter stumm und unbeweglich da, und sprach nur noch unsern Augen und unsern Erinnerungen zu.

Das Räderwerk und die andern Stücke der alten Uhr sind in der Hauskapelle des Frauenhauses aufgestellt worden, wo sie Jedermann besehen kann. Man wird sich dabei überzeugen, daß der Verfertiger der neuen Uhr nicht ein einziges Stück der alten benutzte, ja nicht einmal einen Gedanken daraus schöpfen konnte; denn die alten Künstler hatten es so genau nicht ge-

nommen. Ihr Kalender war, z. B., stets von 366 Tagen wie ein Schaltjahr, und an den gemeinen Jahren mußte der Uhrmacher nachhelfen, damit der Schalttag überhüpft werde; eben so mußten die Zeiger der Planeten Merkur und Venus seinem Finger folgen.

Sollte man diese ehrwürdige Ruine wieder herstellen? Dazu konnte man sich nicht entschließen; das grob bearbeitete Räderwerk versprach keinen guten Dienst mehr. Man hätte alle Räder neu machen müssen; zu dem fand man um so weniger Lust, als das Ganze den jetzigen Kenntnissen bei weitem nicht entsprach.

Ein ausgezeichnete Mechaniker und geborner Straßburger, Hr. Schwilgué Vater, bot sich an, eine neue Uhr zu verfertigen, die ganz den neuesten Entdeckungen in der Sernkunde, und den ungeheuern Fortschritten, welche die Uhrmacherkunst und die Mechanik in unsern Zeiten gemacht haben, entspräche. Zugleich machte er sich anheischig, aus bloßer Ehrfurcht für die alte Uhr, welche Jahrhunderte lang für eines der sieben Wunderwerke Deutschlands gegolten, sein Werk im noch bestehenden Kasten aufzurichten. Indem er sich ganz allein ein Werk auflegte, an dem im 16. Jahrhunderte fünf Künstler zusammengewirkt hatten, war er bloß von seinem Patriotismus bewogen und von dem Wunsche besetzt seine Vaterstadt mit den Früchten seiner zahlreichen und schönen Erfindungen, und seiner hohen Erfahrung zu bereichern; ein Denkmal wollte er errichten, ohne Gleiches, das würdig sey in unserm prächtigen Münster zu stehen.

Der Preis, den sich dieser Künstler bedungen, ist weit unter dem Werthe eines solchen Meisterstücks, dem er viele Jahre tiefen Nachdenkens und der abstraktesten Berechnungen gewidmet, und an dem mehr als zwanzig Handwerker unter seiner Leitung gearbeitet haben. Dieß kann man an folgender Beschreibung dieser Uhr ermessen, die wir mit einem Holzstich begleiten, der nach einer in Hrn. Schwilgué's Werkstatt verfertigten Lithographie so gut als möglich abgezeichnet worden. Da diese Lithographie aber zu groß für unser Format ist, so waren wir gezwungen den obern Theil der bloß als Verzierung dienenden Kuppel wegzulassen. Hätte man das Denkmal vollständig geben wollen, so hätte man die Zeichnung auf einen kleinern Maßstab reduciren müssen, wodurch Vieles undeutlich geworden wäre.

Beschreibung der neuen Uhr.

Vorn, am Fuße des großen Uhrgestells, steht eine Himmelskugel, auf welcher in ihrer re-

spektiven wahren Stellung die Sterne der sieben ersten Größen aufzeichnet sind, in der Zahl von über 8000. Die Kugel, welche den Gestirne-Lauf angibt, vollendet ihre Ummwälzung in der Zeit wo ein im Meridian stehender Stern wieder auf den nemlichen Punkt kommt: was nicht ganz einen gewöhnlichen Tag ausmacht.

Neben dieser Ummwälzung, hat diese Kugel noch einen andern Umlauf, den nemlich der rückgängigen Bewegung der Aequinorialsunkte, wozu nicht weniger als ungefähr 25,800 Jahre erfordert werden. Dieß wird freilich mancher Leser nicht verstehen, der in der astronomischen Wissenschaft nicht bewandert ist. Den Gelehrten kann man aber die Versicherung geben, daß diese und alle andern Bewegungen nicht nur so ungefähr in runden Zahlen, sondern auf das genaueste nach Minuten und Sekunden ausgeführt sind, sowohl für den kürzesten als für den längsten Umlauf. Sollten innerhalb 25,800 Jahren, mehr als viermal das jetzige Alter der Welt, welche berühmte Stadt von ihrem Boden verschwinden sah; sollten in einem so ungeheuern Zeitlaufe die Uhr und das Münster selbst in Staub zerfallen, so kann Hr. Schwilgué nichts dafür, er hat das Seinige gethan; sein genialisches Werk, in den Annalen verewigt, wird den vergänglichlichen Stoff überleben.

Das Untergestell des Uhrenkastens ist in drei Abtheilungen getheilt: die auf der linken Seite enthält die Berechnungen des Kirchenjahrs, welche, außer der Jahrszahl, auf fünf Zifferblättern enthalten: 1. die goldene Zahl oder den Mondszirkel; 2. den Sonnenszirkel; 3. die Römer-Zinszahl; 4. die Epakten; 5. den oder die Sonntagsbuchstaben. Alle diese Zeiger bewegen sich am 31. December um Mitternacht, durch die eigene Kraft des Mechanismus, ohne daß der Uhrmacher Hand anlegen müsse. Diese Anzeigen, nach welchen sich das Osterfest richtet, werden auf unbegrenzte Zeit, so lang die Uhr unversehrt steht, vor sich gehen, weil alle möglichen Unregelmäßigkeiten des Sonnen- und Mondslaufs, die in der Folge der Zeiten vorkommen können, im Mechanismus vorgesehen sind.

Sogar die Jahrszahl setzt sich von selbst ein durch mehrere Räder, wovon das eine jedes Jahr die Einheit rückt, ein anderes alle zehn Jahre den Zehner, und so weiter. Erst wann man einst fünf Ziffern braucht, in 9157 Jahren nemlich, reicht die Uhr nicht aus. Der Uhrmacher meint, man könne ja diese fünfte Ziffer, die 10 tausend Jahre unbeweglich bliebe, sich wohl dazu denken; hat ja heut zu Tage schon manchen, zur Erpa-

tung von Dinte und Zeit, den Gebrauch, nur die drei letzten Ziffern des Datums anzusehen; um so mehr werde man sich angewöhnen den Zehntausender wegzulassen.

Die mittlere Abtheilung dient zu mehreren Anzeigen: der äußere Kreis bildet einen immerwährenden Kalender auf einem beweglichen Zirkel, wo auf Goldgrund die Namen der Monate, das Datum, der Sonntagsbuchstaben, die Heiligen und Heiliginnen, und die unbeweglichen Feste gemalt sind. Dieser Zirkel geht jeden Tag um einen Ruck vor, und stellt den Heiligen des Datums gerade gegen den Pfeil, den der da stehende Sonnengott in der Hand hält. Die gegenüber stehende Göttin Diana hat keine andere Verrichtung als, der Symetrie wegen, Jenem Gesellschaft zu leisten. Diese zwei Figuren und die zwei Genien, von denen wir bald sprechen werden, sind die einzigen, die man von der alten Uhr beibehalten hat.

Bis daher wäre dieser Kalender etwas ganz einfaches; jetzt kommt aber das Merkwürdigste: durch eine sinnreiche Kombination des Mechanismus, setzen sich um Mitternacht des 31. Decembers alle beweglichen Feste des neuen Jahrs, als Ostern, Pfingsten, Fronleichnam ic. von selbst an die von der kirchlichen Zeitrechnung ihnen angewiesenen Stellen. Ein anderes Rad setzt die ebenfalls beweglichen Quatembertage und Adventsontage wo sie hin gehören: selbst der Festtag des heiligen Arbogastus, Patrons der Diocese, der stets auf einen Sonntag gehalten wird, ist nicht übergangen. Weil nun aber der Ostermittwoch und die Quatember-Fasttage nicht nach Jedermanns Geschmack sind, hat man diese nur silbern angegeben, während die andern beweglichen Feste golden sind. Etwas hat jedoch Hr. Schwilgué vergessen — die Montage sind nicht blau.

Die Anzeige dieser beweglichen Feste geschieht eben so richtig in den Schaltjahren als in den gemeinen Jahren, indem in den erstern ein neuer Tag sich zwischen den 28. Februar und 1ten März einsetzt, der den Namen Schalttag führt. Noch bewunderungswürdiger ist, daß wenn am Schlusse eines Jahrhunderts ein Schalttag überhüpft werden muß, dieß auch von selbst geschieht, ohne daß der Uhrmacher nachhelfen müsse, wie in einer Uhr die vor- oder nachgeht. Am letzten Jahr des vierten Jahrhunderts, welches den Schalttag wieder annimmt, geschieht das ebenfalls von selbst; denn dieß alles ist im Mechanismus vorgesehen. Welche Kombinationen im Räderwerke mußten da angebracht werden, um so verwickelte Resultate hervorzubringen!

Wir sind mit der Beschreibung der Wunderwerke dieser Abtheilung noch nicht fertig. Die Mündung die dieser Kalender einschließt, zeigt die sichtbare Zeit an, welche so genannt wird, weil sie uns die Stellungen der Sonne weist, wo wir sie jeden Tag und jede Stunde am Himmel sehen. Zwei breite Zeiger, deren einer den Aufgang, der andere den Untergang der Sonne angibt, stehen am Tage der Tag- und Nachtgleiche in gerader Linie, jeder, links und rechts, auf die sechste Stunde eines unbeweglichen Zifferblattes weisend, welches in zweimal 12 Stunden eingetheilt ist. So wie die Lage abnehmen, steigt der Aufgangszeiger gegen 7, endlich gegen 8 Uhr, während der Niedergangszeiger gegen 5 Uhr und nach und nach darüber gegen 4 Uhr steigt, bis zum kürzesten Tag der Winters-Sonnenwende. Nach welchem diese Zeiger eine absteigende Bewegung machen bis zum längsten Tag, oder der Sommers-Sonnenwende, zwei andere dünne Zeiger, blau wie die blaue Unterlage, die das Firmament vorstellt, endigen sich, der eine mit einem vergoldeten Knopfe, für die Sonne, der andere mit einem gleichen, aber kleinern Knopfe für den Mond. Beide machen ihren Umlauf um die Erde, deren nördliche Halbkugel im Mittelpunkt steht, worauf die zwischen dem Nordpol und dem Aequator liegenden Länder aufgezeichnet sind. Da diese Halbkugel so orientirt ist, daß der erste Mittagskreis über das Straßburger Münster geht, erfolgt daraus, daß wenn der Sonnenzeiger auf 12 steht, wir den Augenblick des Durchgangs der Sonne über unsern Meridian erleben; nemlich den Mittag der Sonnenzeit. Diese Zeit ist aber keineswegs regelmäßig, aus Ursachen, die hier zu erklären, uns zu weit führen würden. Diejenigen die eine gute Uhr besitzen, können sich leicht davon überzeugen, denn dieselbe wird nicht lange mit einer Sonnenuhr übereinstimmen; bald wird sie vor-, bald nachgehen. Hr. Schwilgué, zum Beweise, daß seine Uhr richtig den unregelmäßigen Lauf der Sonne anzeigt, hat an der Mauer der Eingangsthüre eine Mittagslinie angebracht, wo man sich des Moments verichern kann, wo die Sonne über unsere Mittagslinie zieht. Weil aber der Sonne nicht zugemuthet werden darf, daß sie sich genau nach unsrer Uhr richte, so mußte wohl die Uhr sich bequemen den Launen der Sonne zu folgen.

Wenn schon der Mechanismus, welcher diese Launen der Sonne nachahmet, äußerst komplicirt ist, so ist es weit ärger noch mit dem Mond; denn dieser Kamerad der Erde ist dreierlei Bewegungen unterworfen. 1. So wie die Sonne, macht der Mond seinen Umkreis um die Erde,

wo man zu jedem Moment auf der Uhr seine Stellung am Himmel, also auch seinen Durchgang durch die Mittagslinie sehen kann. — 2. Bildet seine Bahn keinen Zirkel, sondern bald ist er uns näher, bald ferner, indem er einen länglichen Kreislauf hat. — 3. Während diesem Laufe zeigt er sich uns bald ganz, bald halb, bald gar nicht erleuchtet, was wir Neulicht, Waxen und Abnehmen des Mondes nennen.

Diese respektiven Bewegungen der Sonne und des Mondes, dienen auch dazu die Finsternisse anzuzeigen. In der That, wenn der Mond in Bezug auf die Erde auf der der Sonne entgegen gesetzten Seite ist, was nur zur Zeit des Vollmonds statt haben kann, und er sich zugleich in seinem Knoten befindet, fällt der Schatten der Erde auf ihn, wodurch er zum Theil oder ganz verfinstert wird; dann haben wir eine Mondsfinsterniß. Wann im Gegentheil der Mond auf derselben Seite ist wo die Sonne steht, im Neulicht nemlich, und in gerader Linie zwischen der Erde unter der Sonne durchzieht, so bedeckt er diese vor unsern Augen ganz oder theilweise und verursacht eine Sonnenfinsterniß.

Die Uhr zeigt aufs genaueste diese Himmelserscheinungen an, so weit sie zu Straßburg oder in den Ländern der nördlichen Halbkugel sichtbar sind. Man sieht sogar ob die Finsterniß total oder pariel sey.

Neben dieser Abtheilung befinden sich rechts, als Gegenstück zur kirchlichen Zeitrechnung, die Ausgleichungen der Sonne und des Mondes. Diese bestehen aus drei Serien übereinander gesetzter Räder, wovon die einen die Ausgleichungen der Sonne bewirken, indem sie die mittlere Bewegung dieses Gestirns in die wirkliche umwandeln; während die andern viel zahlreichern die ungleichen Bewegungen des Mondes angeben; denn dieses launische Gestirn ist gar vielerlei Abweichungen unterworfen, wie schon gesagt worden.

Alle bisher gemeldeten mechanischen Kombinationen sind die eigene Erfindung des Hrn. Schwilgué, und also nirgends als in Straßburg anzutreffen.

Ueber dem Kalender steht eine Terrasse hervor, im Hintergrunde mit zwei von Wolken umgebenen Oeffnungen, wo die heidnischen Gottbeizten, welche den alten Planeten und auch den Wochentagen ihren Namen gegeben haben, aus- und einziehen.

Am Sonntage tritt Apollo, der Sonnengott, hervor, auf einem prächtigen Wagen, den zwei

¹ Wo nemlich eine gerade Linie zwischen der Sonne und ihm auf den Erdkörper stößt.

lüftige Pferde ziehen. Am Montage Diana, die keusche Mondsgöttin, an deren Wagen eine Hirschfuh gespannt ist. Ihr folgt am Dienstag Mars, der fürchterliche Kriegsgott, dessen Wagen ein rüstiges Schlachtpferd wie zum Kampfe führt. Merkur, der Gott des Handels und der Diebe, erscheint am Mittwoch. Derselbe trägt in einer Hand den bekannten Schlangensstab (caducée), in der andern eine Börse. Jupiter, der Donnergott mit dem Donnerstrahl in der Hand, kommt am Donnerstag. An der alten Uhr saß Juno, seine Gemahlin, neben ihm; man hat sie in der neuen weggelassen, weil sie doch nicht gar gut mit einander lebten. Am Freitage erscheint Venus, die Göttin der Schönheit, mit ihrem Sohne Cupido, dem Liebesgotte; ihren zierlichen Wagen ziehen zwei Turteltauben. Endlich schließt den Zug am Samstag Saturnus, mit der Sense bewaffnet, und ein Kind in der Hand, das er zu verschlingen im Begriff ist; eine auf die alles verschlingende Zeit bezügliche Allegorie.

Man wird sich vielleicht daran stoßen, daß man in einem für einen christlichen Tempel bestimmten Werke diese heidnischen Gottheiten angebracht hat. Es war aber doch nicht anders möglich die Wochentage zu personificiren, deren Namen vom Heidenthum abstammen und noch heut zu Tage gelten.

Auf beiden Seiten dieser Terrasse stehen vier schöne Gemälde, welche die Schöpfung, die Auferstehung der Todten, das jüngste Gericht, und den Triumph des Glaubens vorstellen.

Ueber diesen Gemälden befindet sich die sogenannte Löwen-Galerie, weil an jedem Ende derselben ein großer Löwe steht, deren einer das Wappen der Stadt Straßburg, der andere dessen Helmschmuck hält. In Betreff dieser Löwen gieng die Sage, sie hätten in den ersten Zeiten der alten Uhr zu gewissen Stunden gebrüllt. Das war jedoch ein Märchen, denn sie sind von massivem Holz ohne innere Höhlung noch Räderwerk.

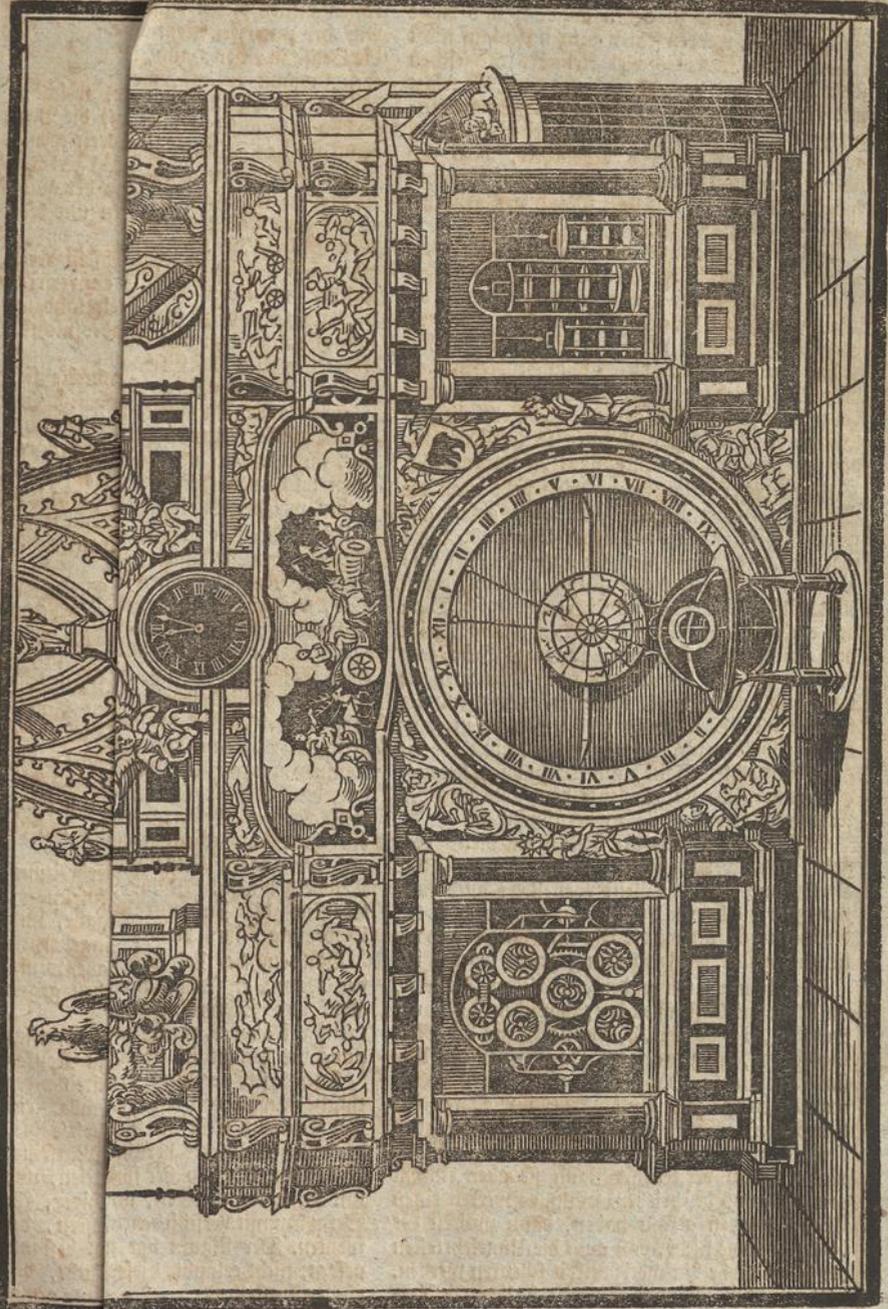
In Mitte dieser Galerie, sieht man ein Zifferblatt, welches die mittlere Zeit angibt, wie sie das Centralräderwerk der Uhr, dessen Bewegung gleichförmig ist, hervorbringt. Anders verhält sichs mit der scheinbaren und auch mit der Gestirnelaufszeit, wovon schon gesprochen worden; indem letztere durch besondere Räderwerke erzeugt werden, die jedoch mit dem cen-

tralrade in Verbindung stehen, das allein der ganzen Uhr die Bewegung gibt. Diese centrale Bewegungskraft, die nur alle acht Tage aufgezogen wird, und so vielerlei in Gang zu bringen hat, ist jedoch nicht größer als das Hauptrad einer gewöhnlichen Wanduhr. Ja, die drei Zeiger des großen Zifferblatts, welches über dem Münsterportal dem Schlosse gegenüber steht und vier Meter im Durchmesser mißt, werden auch von eben diesem Centralrade getrieben.

Auf derselben Galerie sitzen zwei Englein, deren eines zur Linken mit einem Zepter auf einem Glöckchen die Viertel vorschlägt, die eine andere Figur, wovon wir bald sprechen werden, wiederholt; das Englein zur Rechten hält ein Stundenglas in den Händen, das es bei jeder Stunde umdreht. Dasselbe hatte auch an der alten Uhr die nemliche Verrichtung; nur hielt es damals das Stundenglas bloß in einer Hand, deren Faust sich mit einer widernatürlichen, unangenehmen Wendung umdrehte; jetzt geschieht diese Wendung ganz naturgemäß mit beiden Händen.

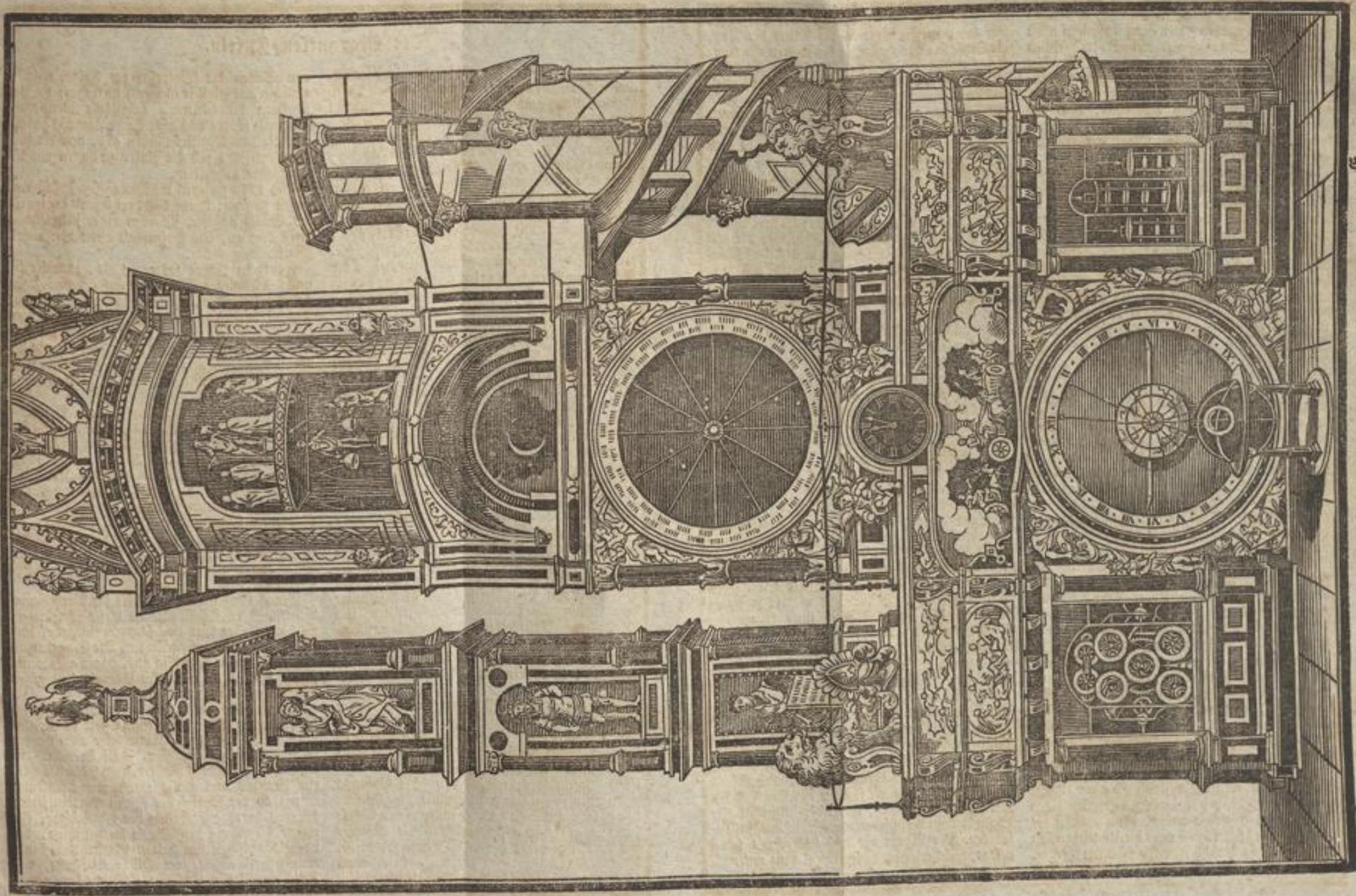
Jetzt wollen wir zu einem neuen Wunderstück übergehen. Dieß ist ein großer Zirkel, dessen Grund himmelblau angestrichen ist. Eine strahlende unbewegliche Kugel von vergoldetem Messing, welche die Sonne vorstellt, besetzt schwebend den Mittelpunkt derselben, gehalten von zwölf vergoldeten Strahlen, die von ihr aus bis an den Rand gehen, wo die zwölf Himmelszeichen gemalt sind. Sieben kleinere Kugeln bewegen sich um die Sonne herum, in verhältnismäßiger Distanz, und in der nemlichen Zeit wie die Planeten, die sie vorstellen. Man hat nur diejenigen hier aufgenommen, welche den Alten schon bekannt waren, und die mit unbewaffneten Augen am Himmel leicht bemerkt werden können. Zuerst und der Sonne am nächsten ist Merkur, welcher in ungefähr 88 Tagen sich um die Sonne wälzt. Die zweite stellt Venus (den Morgen- und Abendstern) vor, die heiläufig 224 Tage zu ihrem Umlauf braucht. Dann die Erde, welche ihren Lauf in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden vollendet. Mars, der erste der sogenannten obern Planeten, im Gegensatz der zwei ersten, welche, weil sie zwischen der Sonne und der Erde stehen, die untern genannt werden, Mars macht seinen Umlauf in heiläufig 687 Tagen. Jupiter braucht zu dem seinigen etwa 4330 Tage, oder 11 Jahre und 315 Tage. Saturnus endlich, der eine weit größere Bahn zu durchgehen hat, wird seinen Umkreis in weniger nicht als 29 Jahren und 158 Tagen vollenden. Wie Viele, die seine Stel-

* Diese auffallende Zusammenstellung des Handels und der Dieberei möge man ja nicht dem sinkenden Boten zuschreiben. Das heidnische Alterthum hat den Handelsleuten und den Dieben den nemlichen Gott gegeben; warum? ... das wissen wir nicht.



3

... das alle
... gite. Die
... le auf Tage
... in Gang zu
... alle die
... Ja, die
... über dem
... miter ficht
... merden auf
... mehen.
... den zwei
... einem In
... vorfchlag
... d forehen
... Rechten
... Das es be
... ante auch
... tigung; nur
... es in einer
... rmarürlichen
... te; jetzt ge
... mäßig mit
... men Wunder
... er Berfel
... ift. Eine
... bergoldeten
... richte fchwe
... halten von
... ihr aus die
... Himmels
... Angeln den
... verhältniß
... en Zeit we
... hat nur
... che den
... t unbewußt
... werden fern
... in ift Werk
... um die
... (den May
... nige 22
... um die
... 3 Str
... den voll
... m ebers
... rften, p
... der Er
... und mach
... apiter bra
... oder 11
... fch, der
... hat, und
... 9 Jahren
... die fime



lung, als die Uhr zu gehen anfing, in's Auge gefaßt haben, werden seinen ganzen Umlauf nicht erleben! Ein siebentes viel kleineres Kugelnchen stellt den Mond vor, der sich um die Erde wälzt und von dieser in ihrem Lauf um die Sonne mitgezogen wird. Wer jeden Tag seine Stellung gegen Sonne und Erde beobachtet, wird sich überzeugen, daß er dort, wie die andere Mondskugel weiter oben, mit dem Mond am Himmel ganz im Einklang ist.

Welche Verwicklung von Rädern und Verzahnungen braucht es nicht um so viele verschiedene Bewegungen so genau hervorzubringen, die alle mit derselben Pünktlichkeit, wie am Himmel, vergehen, daß auch nicht eine Sekunde fehlt!

Um die vier Ecken dieses Planetenkreises sind die vier Jahreszeiten, durch die vier Menschenalter vorgestellt, meisterlich gemalt. So stellt ein sich wärmender Greis den Winter so trefflich vor, daß es einen friert wenn man ihn nur ansieht.

Ueber dieser Planetenmaschine sieht man die Wandlungen des Mondes. Wir haben gesagt auf welche Weise sie an der alten Uhr ausgeführt waren; an der neuen sind sie naturgemäßer vorgestellt, durch eine große Kugel nämlich, deren eine Hälfte schwarz, die andere vergoldet ist. Diese auf einer schiefen Ase sich drehende Kugel zeigt uns am Neulicht ihre ganze schwarze Seite, jene nämlich die von der Sonne nicht beleuchtet ist; nach und nach tritt die beleuchtete Seite von der rechten zur linken hervor und bildet einen ganz dünnen Halbmond, der täglich zunimmt bis die ganze beleuchtete Seite, am Vollmond, herausgekommen, um nachher mit dem abnehmenden Monde wieder eben so zu verschwinden.

Auf beiden Seiten der Nische wo dieses vergeht, sind zwei Gemälde, welche die christliche Kirche und den Antichrist vorstellen; auch sieht man dort die beiden Jahrzahlen 1838 und 1842, die Daten nämlich wo die Uhr angefangen und wo sie zum ersten Male in Gang gesetzt worden ist.

Nun kommen wir zu den beweglichen Figuren, die allein das Erstaunen der zahlreichen Zuschauer erwecken, welche täglich, besonders um die Mittagstunde, in gedrängten Haufen vor der Uhr sich versammeln. Die meisten unter ihnen haben nur Augen für diese Automaten, nur Ohren für den Hahn, und kümmern sich wenig um alles Andere, was doch die Hauptsache ist, weil sie nichts davon verstehen. Wann sie aber einmal von allen uns beschriebenen Wunderwerken einen Begriff werden gefaßt haben, dann zweifelt der blinkende Bote nicht, daß auch die Ungelehrtesten denselben mehr Aufmerksamkeit schenken werden.

Zwei über einander stehende halbrunde Ter-

assen dienen diesen Figuren zu ihrer Laufbahn. Auf der untersten steht in der Mitte der Tod, die Sense in einer Hand, in der andern ein Knochen, womit er auf eine Glocke die Stunden schlägt. Die vier Lebensalter schlagen die Viertel. Schon paßt auf der linken Seite des Todes ein Kind auf das Zeichen, das ihm das schon gemeldete Englein unten geben wird, um das erste Viertel zu schlagen; ist das geschehen, so geht es vor dem Tod vorbei, verschwindet auf der andern Seite in der Vertiefung der Nische, und zu gleicher Zeit tritt ein Jüngling an seine Stelle, welcher mit einem Pfeile die zwei Viertel oder die halbe Stunde zu schlagen hat; die drei Viertel schlägt ein Krieger mit einem Schwert; die vier Viertel endlich ein Greis mit dem Knopf seines Stabes. An der alten Uhr bewegten sich diese Figuren ohne ein Glied zu regen, wie die der Schwarzwälder-Uhren; die neuen sind gelenkiger, ihre Schritte ahmen natürlich die der Menschen nach. Nur schreitet das Kind so ernsthaft einher wie der Greis.

Diese Figuren geben nur am Tage, bei der Nacht ruhen sie aus; für wen sollten sie sich auch bei Nacht bemühen? Nur der unerbittliche Tod, der bei Tag und bei Nacht die Menschen wegmähet, fährt fort die Stunden zu schlagen.

Auf der obern Terrasse, welche das Innere eines Tempels vorstellt, sitzt in der Mitte auf einem Fußgestell Christus mit der Erlösungsfahne in der Linken, die Rechte zum Segnen ausgestreckt. Aus dem Hintergewölbe des Tempels kommen, wann die Mittagstunde geschlagen hat, die zwölf Apostel hervor, ziehen processionsweise vor dem Erlöser vorbei, neigen das Haupt vor ihm, empfangen seinen Segen und gehen auf der andern Seite wieder in die Tiefe des Tempels hinein. Ist ihr Zug vorbei, so segnet Christus die Zuschauer mit einer kreuzweisen Bewegung seines Arms.

Während der Zeit des Apostelzugs rührt sich der Hahn; er schlägt mit den Klägeln, bewegt Kopf und Schweif, sein Hals hebt sich und dreimal krähet er, zur Erinnerung an die Verleugnung des Petrus im Vorhofe des Richterhauses.

Dieses schöne Werk trennt eine steinerne gothische Kuppel von köhner wunderschöner Form. Im Centrum steht der Prophet Isaias, den wir dem Meißel unseres berühmten Bildhauers Graß verdanken. Um ihn her sind die vier Evangelisten mit ihren Kennzeichen, und über denselben vier Seraphen mit verschiedenen musikalischen Instrumenten. Der Raum hat uns leider, wie schon gesagt, nicht erlaubt, diese Kuppel ganz unter die Augen zu stellen.

Die Marquisen-Inseln.

Voriges Jahr hat Frankreich von einer im östlichen Oceanien oder Polynisien gelegenen Inselgruppe Besitz genommen. Diese Inseln sind nicht neu entdeckt, sondern schon bekannt unter dem Namen der Marquisen-Inseln. Sie nennen sich Chanal, Masse, Hergert, Noukahiva, Houa-Houua, Houa-Pouu, Fetou-Houka, Hua-Da, Taouata, Motane, Fatou-Hiva.

Unter diesen Inseln mißt die größte, Noukahiva nämlich, 120 Kilometer in der Länge und enthält etwa 18000 Einwohner. Dort allein findet man einige Spuren von Ackerbau. Noukahiva bietet den Seefahrern einen guten Hafen dar in der Bucht von Anna-Maria, wie man sie nennt; darum haben auch Alle, welche jenes Meer beschiffen, am liebsten dort angelegt, um ihre Schiffe mit frischen Lebensmitteln zu versehen und Schweinefleisch einzutauschen, denn die Schweine sind auf diesen Inseln in großer Menge vorhanden. Dieser öftere Umgang mit den Europäern, der Handel, den die Eingebornen mit ihnen treiben, indem sie ihre Landesprodukte gegen Werkzeug, Waffen und sonstige Erzeugnisse unserer Industrie austauschen, und dadurch ihren Wohlstand vermehren, diese Ursachen alle haben Noukahiva, mehr noch als ihr größerer Umfang, vor den übrigen Inseln dieses Inselmeers hervorgehoben.

Der erste Seefahrer, der diese Inseln, 1568 oder 1569, entdeckt hat, war Don Alvaro Mendana de Neira, der ihnen den Namen Salomon-Inseln gab. Als der spanische Hof Bericht von dieser Entdeckung erhielt, gab er dem Vizekönig von Peru Befehl, eine Flotille unter dem Commando Mendana's auszurüsten, um die Salomon-Inseln besser zu untersuchen. Mendana stach in die See, und besuchte vier derselben, die er Inseln Marquessas de Mendoza benannte, zu Ehren der Gemahlin des Vizekönigs.

Er ließ seine Flotille in einem Hafen die Anker werfen, den er Puerto de la Madre de Dios nannte, später unter dem Namen Anna Maria bekannt, und setzte sich in Verkehr mit den Einwohnern. Da widerfuhr ihm was seitdem allen seinen Nachfolgern widerfahren ist: Anfangs empfingen sie ihn sehr gastfreundlich, die Weiber kamen schwimmend an Bord, und auf den Schiffen wie auf dem Eilande lebten die Spanier mit den Eingebornen im besten Einverständnis. Aber der bei allen diesen Willen tief eingewurzelte Hang zum Stehlen hatte Gewaltthätigkeiten

von Seiten der Matrosen zur Folge, welche, ohnehin ausgelassen in ihrem Betragen, die Bestrafung der erlittenen Diebstähle übertrieben. Dadurch wurde das gute Einverständnis zerrüttet, die Lebensmittel blieben aus, und der Kapitän entschloß sich die Anker zu lichten und die Rückfahrt anzutreten.

Bis 1776 schienen die Marquisen-Inseln vergessen zu seyn; kaum daß dort irgend ein verirretes Schiff anlegte. Zu eben dieser Zeit landete Cook dort an, sein Aufenthalt bietet aber nichts Merkwürdiges dar.

Fünfzehn Jahre später, 1791, entdeckte sie unser Mitbürger Marchand auf ein Neues. Er gab den Eilanden, auf die er landete, die Namen Insel Marchand, Chanal, weil sein Leutnant so hieß, Waud und Masse, und bezeichnete diesen Theil des Archipels unter dem Namen der Revolutions-Inseln, der großen Begehrtheit zu Ehren, welche damals das Schicksal Frankreichs beherrschte.

Seitdem stießen noch verschiedene Seefahrer auf diesen Meerestrich, und weil sie diese Inseln unbekannt wähten, gaben sie ihnen verschiedene Namen, so unter andern Hergert im J. 1792. Joseph Roberts, Kapitän des amerikanischen Schiffs Jefferjohn, gab der ganzen Inselgruppe den Namen Washington. Diese verschiedenen Benennungen waren geeignet, die Kenntniß der Marquisen eher zu verwirren als zu bestimmen. Heut zu Tage sind die am Eingang angezeigten Namen die einzigen, welche auf den Seekarten gelten.

Gegen 1797 führte der Eifer für Verbreitung des Glaubens Missionäre in dieses Inselmeer: sie hatten aber dort eine schwere Aufgabe, und sie ist es noch in unsern Tagen. Die Eingebornen nehmen sie zwar gutwillig auf, zeigen aber wenig guten Willen ihren krasen Aberglauben gegen die Wahrheit auszutauschen.

Im J. 1804, hielt sich der russische Schiffskommandant Krusenstern einige Zeit zu Noukahiva auf. Er fand die Einwohner miteinander in einem Kriege begriffen. Zwei Freunde, ein Engländer, Namens Robert, und Joseph Cabri, ein Franzos aus der Gegend von Marseille, waren an der Spitze der beiden Parteien, und schienen dort, auf Kosten der Noukahivier, für eigene Rechnung den Streit fortzuführen, der damals zwischen den beiden Nationen bestand. Krusenstern machte vergebliche Versuche, den Zwist einzustellen. Er konnte sich nicht lang genug

aufhalten, und ward genöthigt abzufahren ehe der Friede wieder hergestellt war.

Uebrigens scheint dieses kriegerische Feuer, welches die beiden Abenteurer angezündet haben, mit ihnen nicht erloschen zu seyn. Es brannte noch in hellen Flammen, als 1813 der amerikanische Kapitän David Porter in der Bucht Baitabu (Alma Maria) mit mehreren Schiffen und einem zahlreichen Schiffsvolke die Anker warf.

Nachdem er ans Land gestiegen, erfuhr er, daß die Hapahs die Thalsbewohner beunruhigten und ihre Heerden zerörten, was die Noukahivier hinderte, so guten Willen sie dazu hatten, ihm die verlangten Lebensmittel und Früchte zu liefern. Doch verschoben die Hapahs, beim Anblick des fremden Geschwaders, einen neuen Einfall, den sie vorhatten: Porter ließ ihnen sagen, sie sollten von aller weiterer Feindseligkeit abstehen, sonst würde er Truppen gegen sie schicken um sie zu vertilgen. Zugleich bot er ihnen Gewährleistung an, wenn sie ihm gewisse Viciaualien im Tauschhandel zukommen lassen wollten.

Ein Vergleich folgte auf diesen Befehl, den aber die Hapahs bald wieder brachen. Da gab endlich Porter seinen Drohungen Kraft. Die Hapahs von Posten zu Posten bis in ihre letzten Verschanzungen vertrieben, baten um Frieden, den Porter mit einigen Geschenken besiegelte. Noch einige andere feindselige Stämme folgten diesem Beispiele, und alle, mit einander einverstanden, baten den amerikanischen Kapitän, ein Dorf, dessen Plan er vorgeschlagen hatte, zu errichten.

Während dieses Dorf wie durch Zauber sich unter den Händen von vier bis fünf tausend Eingebornen schnell erhob, entstand bei Porter ein ehrsüchtiger Gedanke; er beschloß die Insel Noukahiva den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu unterwerfen. Am Lage wo Madisonsstadt (so taufte er das neue Dorf) vollendet worden, verfertigte er ein Dokument, wovon wir folgende Stellen herausheben.

„Gegewärtiges hat zum Zweck der ganzen Welt kund zu machen, daß ich, David Porter, Schiffskapitän im Dienste der Vereinigten Staaten und Kommandant der Fregatte Esser, im Namen gemeldeter Vereinigten Staaten, von der Insel Besitz genommen habe, welche die Einheimischen Noukahiva nennen, jetzt aber Insel Madison heißt.

„.... Daß, auf Anhalten und mit dem Beistand der Bewohner des Thals Tienhoy, so wie der Bergbewohner, die wir unterjocht und unsrer

Flagge zinsbar gemacht haben (mehrere Stämme, wie man sehen wird, waren weit entfernt diese Flagge anzuerkennen), ich das Dorf Madisonstadt habe erbauen lassen, welches aus sechs schönen Häusern, einer Seilerwerkstadt, einer Bäckerei und andern Zubehörden besteht; daß ich zur Vertheidigung des Dorfs und zum Schutz der allirten Eingebornen eine feste Schanze aufgerichtet habe für sechs Kanonen, deren vier aufgepflanzt wurden, welche Feste ich Madison benannt habe.“

Er endigt sein Manifest mit diesen Worten:

„Dieser Ursachen halber, und damit uns in der Folge der Besitz dieser Insel nicht streitig gemacht werden könne, habe ich in einer am Fuße der Feste Madison eingegrabenen Flasche, eine Abschrift gegenwärtigen Manifests und einige Münzen mit dem Gepräge der Vereinigten Staaten niedergelegt.

„Zur Bekräftigung dieses habe ich meine Unterschrift beigesezt. Den 19. November 1813.

„David Porter.“

Indessen hatte sich der mächtigste Stamm, der Taivis, keineswegs unterworfen. Porter ließ ihnen bedeuten, sie sollen sich als zinsbar den Vereinigten Staaten erkennen. Diese zeigten sich hierin so saumselig, daß darüber ein Wortwechsel entstand, der mit einer schimpflichen Aufforderung endete, die sie an den amerikanischen Kapitän richteten. Dieser zufolge ließ er eine beträchtliche Macht ausdrücken; weil er aber in diesem unbekanntem Lande in eine unvortheilhafte Stellung gerieth, wurde er von 5000 Eingebornen aufs Haupt geschlagen. Er wollte diese Scharte ausweichen, welche seinen Allirten Mißtrauen ausweizen, und wagte einen neuen Feldzug, der diesmal die Eroberung der ganzen Insel bewirkte.

Jedoch bestimmte die Furcht vor der Macht Porters allein die Unterwerfung der Insulaner. Als er sich entfernt und bloß drei gekaperte englische Wallfischer-Schiffe unter dem Schutze der Schanze, und eine schwache Besatzung unter dem Befehle eines seiner Offiziere zurückgelassen hatte, rotteten die Stämme sich zusammen, seine Flagge umzustürzen. Die Amerikaner wurden niedergemacht mit Ausnahme des Offiziers und etwa zehn Mann, welche sich auf eines der Wallfischer-Schiffe flüchteten, in die See stachen, und bald darauf den Engländern in die Hände fielen.

Seitdem haben sich die Amerikaner wenig um die Anerkennung ihrer neuen Besitzung bekümmert. Nie ist von Seiten der Vereinigten Staaten ein Schritt gemacht worden, um Rechte in Anspruch zu nehmen, die auf so seichem Grunde

ruhen, wie das in der Flasche begrabene Manifest ihres Kapitän's, welche Flasche wahrscheinlich mit ihrem Inhalt schon längst die Beute irgend eines Eingebornen geworden ist, der sie ausgegraben haben mag.

Nun gelangen wir an die neuerlichst vollbrachte Begebenheit, die der Besitznahme der Marquisen-Inseln durch den Contre-Admiral Dupetit-Thouars. Hierüber ist ein langer Bericht dieses Ober-Kommandanten der See-Station im Stillen Meere in den öffentlichen Blättern erschienen, aus dem wir folgendes herausheben.

„Den 28. April 1842, gegen 3 Uhr Nachmittags, nachdem wir am Morgen längs der Westküste der Insel Taouhata, und Tags zuvor jener von Fatou-Hiva, der mittäglichsten der ganzen Gruppe, vorbeigefegelt, warf die Fregatte la Reine Blanche Anker in dem Meerbusen Waitahu der Insel Taouata. An selbigem Tage verfügte sich Hr. Franz von Paula, Superior der in diesem Archipel bestehenden Mission, an Bord, und diente uns als Dolmetscher des Königs Totete, der sich den folgenden Tag ebenfalls an Bord begab.

„Der König Totete schien froh mich wieder zu sehen, und sagte mir, daß er Tags zuvor, sobald er die Fregatte gesehen, an Bord gekommen wäre, hätte er nicht gefürchtet, wir wären Amerikaner. Er habe, gestand er mir, die Rache derselben zu befürchten, weil man Gewaltthätigkeiten gegen eines ihrer Wallfischer-Schiffe ausgeübt hatte. Er bat mich ihn zu schützen, und einen Theil meines Schiffsvolkes mit Kanonen ans Land zu schicken. Ich antwortete, daß ich es gern thun würde, wenn er die Souveränität S. M. Ludw. Philipp's anerkennen, und die französische Flagge aufpflanzen wolle. Er nahm diesen Vorschlag mit Eifer an, und wir kamen mit ihm überein, daß die feierliche Besitznahme am 1. Mai, dem Namensfeste S. M. Ludwig Philipp's, statt haben, und daß alsobald die französische Flagge auf der Insel Tahouata aufgezogen werden solle.

Am bestimmten Tage stieg der Kommandant mit seinem Generalstabe und einer Garde von sechzig Mann ans Land; der König erwartete ihn mit den Häuptlingen und einer großen Anzahl Eingebornen. Hr. Dupetit-Thouars ließ die Trommel rühren, und sprach hierauf im Namen des Königs der Franzosen die Besitznahme der Insel Tahouata und der südöstlichen Gruppe der Marquisen-Inseln aus. Alsobald wurde die Flagge unter Vivatrufen für den König und für Frankreich aufgezogen, begleitet von dem Schall der Trompeten, einer dreimaligen Salve der Musiketen und dem allgemeinen Jubelrufe. Die Fregatte la Reine Blanche, mit allen Flaggen geziert,

gab eine Salve von ein und zwanzig Kanonenschüssen. (Sieh die Vorstellung.)

„Hierauf wurde die Verhandlung schriftlich aufgesetzt, und denselben Tag, fährt der Kommandant zu berichten fort, kamen wir mit dem König Totete über den Platz an der Bucht überein, wo unsre Niederlassung aufgeschlagen werden sollte, und legten ohne Zeitverlust Hand ans Werk mit Erbauung der Wohnungen und Magazine. Von dieser Zeit an wurden diese Arbeiten immer thätiger fortgesetzt; die Matrosen der Reine Blanche und die Abtheilung der 120sten Kompagnie der See-Soldaten, welche dort als Besatzung bleiben sollte, leisteten dazu wetteifernde Hülfe.

„Bei einem Besuch, den ich an der Bucht Hanamana der Insel Hua-Da (auch Dominikinsel genannt) gemacht habe, erhielt ich die Anerkennung der Souveränität Frankreich's von den Häuptlingen dieser Insel. Sie boten sich an, die französische Flagge aufzustecken, und eine Besatzung anzunehmen; was ich ihnen versprach sobald sie für uns eine Wohnung von 20 Meter in der Länge auf 8 Meter Tiefe würden erbaut haben.

„Nachdem wir dieses Gebäude ausgesteckt hatten, machten sich die drei Stämme, welche diese Bucht bewohnen, sogleich ans Werk, mein Begehren zu erfüllen.

„Alles schien sich zu Waitahu aufs Beste für unser Interesse zu wenden, als den 22., im Augenblick als ich mich anschickte die Bucht zu verlassen um nach der Insel Noukavira zu segeln, ein Mann, der für ein blindes Werkzeug des Königs gilt, einen Spanier, den ich zum Dolmetscher nach der Niederlassung hatte kommen lassen, zu ermorden drehte. Vom Spanier selbst davon in Kenntniß gesetzt, kam es mir vor, diese Drohung habe zum Zweck, zu versuchen wie weit wir unsre Macht ausdehnen wollten.

„Ich begab mich auf der Stelle zum König, ließ den Schuldigen vorrufen, und erklärte ihm in Gegenwart des Königs Totete, daß wenn er sich in Zukunft die geringste Beleidigung gegen die Mannschaft unsrer Niederlassung erlaubte, oder auch gegen Personen, die ich anstellen würde, so würde ich ihn einschiffen lassen, und dann habe er auf immer seine Insel gesehen.

„Meine Drohung schien ihn nicht sonderlich zu erschrecken, und zwei Tage später verfolgte er einen Engländer, den ich aus der Insel Hivaoa hatte kommen lassen, um mir Kaff zu machen, und griff ihn sogar im Garten des Superiors der Mission an, dessen Dazwischenkunft allein demselben das Leben rettete.

ganzig Kom
)
bindung schiff
g, über der lin
nnen mir mit
in der Nacht
schiffslagen
erleicht Hand
ungen und Ma
den diese Urke
die Matrosen
lung der 1200
, welche bei a
n dazu mitzup
an der Vol
(auch Domi
hielt ich die
streichs von
ten sich an,
und eine Vo
lören verlor
von 20 Ma
würden erl
ausgesetzt
e, welche
Berz, mein
hu auß
als den 22.
e die Bucht
hina zu seg
Werkzeug
ich zum D
hatte fenn
Spanier sel
s mit vor,
sachen wie
iten.
le zum K
ad erklärte
e, daß
ndigung
fung erl
ich an
en lassen
nisch g
nicht
für veröge
Joh. Ste
zu ma
Superint
st allm



„Dies war bei Sonnenuntergang vorgegangen, ich erfuhr es erst spät; aber gleich bei Tagesanbruch begab ich mich zum König, den ich nicht antraf. Er hatte sich in der Nähe versteckt, Beweis genug, daß er diese Beleidigungen angestiftet hatte.

„Ich ließ also, fährt der Kommandant fort, seinen Neffen kommen, der gut englisch spricht, und bewog ihn, seinem Oheim Totete zu sagen, daß, käme er nicht zum Vorschein, ich ihn nicht mehr als König ansehen, und mich selber zum König aufwerfen würde.

„Der König schlug es ab, mit seinem Neffen zurückzukommen und ließ sagen, er würde sich nicht eher stellen, als bis ihn der ehrwürdige Superior der Mission dazu bewogen hätte. Dieß geschah, Hr. Franz von Paula verstand sich dazu; er brachte den König, samt seiner Frau und seinem älterm Sohn an Bord.

„Totete gestand sein Unrecht ein, und daß er sich nur aus Furcht versteckt habe. Ich hielt ihm seinen Mangel an Vertrauen zu mir vor, und sagte zu ihm, das Verbrechen eines Mannes, wie Panaau, so heißt der Ungeschuldigte, ihn nur dann beunruhigen sollte, wenn er auf seinen Befehl gehandelt hätte. Ich erklärte ihm, ich besteho darauf, daß er mir ihn ausliefere, ich würde ihn einige Zeit an Bord als Gefangenen zur Strafe zurückhalten, ihm aber sonst kein Leid widerfahren lassen; zugleich erklärte ich ihm, daß ich seinen Sohn als Geißel zurückbehalten wolle, bis er die Bedingung erfüllt haben würde. Mein Entschluß schien ihn sehr zu betrüben, doch stieg er ans Land mit dem scheinbaren Willen mich zu befriedigen.

„Wir sollten denselben Tag die Anker lichten, ich verschob die Abreise um dem König Zeit zu lassen, diesen Panaau zu schicken, was nach zwei Tagen noch nicht statt gehabt. Hierauf, um nicht weiter Zeit zu verlieren, weil ich fürchtete, es möchte schon eines oder das andere Schiff meiner Division in der Bucht Taiohae (Insel Noukahiva) angelangt seyn, machte ich mich segelfertig um hieher zu kommen, den jungen Timao, den ältern Sohn des Königs, als Geißel mitnehmend. Es war mir sehr daran gelegen, diese Gewährschaft zu haben, indem Panaau ein grundschlechter, gefährlicher Mensch ist, fähig jedes Verbrechen zu begehen.

„Nach allen getroffenen Anstalten verließ ich Waitahu. Ich hatte den Korvetten-Kapitän Halen in einem gegen Ueberrumpelung hinlänglich besetzten Posten, mit wohlbewaffneter Mannschaft, zurückgelassen, die es mit der ganzen Bevölkerung Labouata's hätte aufnehmen kon-

nen. Diese Insel, die 1838 noch an 11 bis 1200 Einwohner zählte, hat deren nur noch 7 bis 800, mit dem Unterschied, daß 1838 nur wenig Feuerwaffen dort anzutreffen waren, da hingegen heut zu Tage jeder Einwohner zwei bis drei Flinten besitzt. Man hat von diesen Insulanern keinen offenen Angriff bei hellem Tage zu fürchten, wohl aber heimliche Mordthaten, oder Feueranlegung wenn man nicht beständig auf der Hut ist.

Hr. Dupetit-Thouars nahm Hrn. Franz von Paula mit sich, dessen Gegenwart er mit Recht als nützlich zu seinem Vorhaben erachtete, Wilkens lier er war, zu Noukahiva Besitz von der nördlichen Gruppe der Marquisen zu nehmen.

Den 31. Mai warf die Fregatte in der Bucht Taiohae (Anna Maria) die Anker aus. Der König Temoana ward an Bord beschieden, wo er anlangte ohne auf sich warten zu lassen. Nachdem der Contre-Admiral sich ein wenig mit ihm durch Verdolmetschung des Hrn. Franz von Paula besprochen hatte, schlug er ihm vor, die Souveränität des Königs der Franzosen anzuerkennen, und versprach ihm, wenn er es zugebe, eine Befähigung an der Bucht aufzustellen. Auch machte er sich anheischig, mit dem Stamme der Taoias den Frieden wieder herzustellen, und ihm seine Frau zurückzuverschaffen, die sie ihm bei einem Ueberfall entführt hatten.

„Der König nahm diesen Vorschlag freudig an; ich versprach ihm, gleich am folgenden Tage die Häuptlinge der Taoias an Bord rufen zu lassen, damit der Friede in meiner Gegenwart geschlossen werde, und hierauf alle miteinander auf eine authentische Weise die Souveränität Sr. M. Ludwig Philipps anerkannten.

„Ich schickte in der That ein Boot um die Häuptlinge der Taoias einzuladen, unter meiner Vermittelung den Frieden zu schließen; sie folgten meiner Einladung und kamen am 1. Juni ganz frühe an Bord.

„Nachdem alle Häuptlinge der zwei Buchten sich zum Frieden verstanden hatten, reichten sie sich die Hände zum Zeichen der Versöhnung. Man setzte sodann das Dokument der anerkannten Souveränität Sr. M. Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, auf, welches alle mit uns unterzeichneten. Man kam hierauf überein, daß der Akt der Besitznahme auf das feierlichste den andern Tag um 11 Uhr Morgens statt haben, und die Flagge auf dem bei der Bucht Hakapehi südlich gelegenen Berg Luhiva aufgezogen werden solle.

„Den 2. Mai, um 10 Uhr Morgens, stieg ich ans Land, von meinem Generalstab und einem Theil der Officiere der Fregatte begleitet;

der König stieß zu uns an der Spitze der Häuptlinge der Bucht, jener der Laotias und des Stamms der Napas.

„Auf dem Berg Luhiva wurden wir von dem Korvetten-Kapitän Hrn. Collet empfangen. Nach geschobenem Trommelrühren sprach ich im Namen des Königs die Besitznahme Moulahivas und der Inseln der nordwestlichen Gruppe aus. Das authentische Dokument dieser Besitznahme wurde nach verrichteter Ceremonie aufgesetzt und von allen Häuptlingen unterzeichnet.

„Hierauf baten mich die Häuptlinge der Laotias um eine Flagge, die sie auf der Bucht wo sie wohnen aufpflanzen wollten, und verlangten dahin zurückgeführt zu werden. Ich bewilligte ihnen eine Flagge, und ließ ihnen einige Geschenke austheilen. Sie fuhrn, sehr vergnügt über die gute Aufnahme die sie erhalten hatten, nach der Bucht Hakapehi ab, wo sie wohnen. Um mir ihre Erkenntlichkeit zu bezugen, sandten sie mir durch das Boot, welches sie geführt hatte, Schweine zum Geschenk.

„Denselben Tag noch schlugen wir unsre Zelten auf an der Bucht Hakapehi, am Fuße des Bergs Luhiva, wo ich eine Feste aufzubauen befohlen habe, der ich den Namen Collet geben will, zum Andenken des Contre-Admirals dieses Namens, und Vaters des Korvetten-Kapitäns Collet, der den Bau leiten, und dieselbe, samt der nordwestlichen Marquisen-Gruppe, commandiren soll.

„Der König Lemoana hat uns mit merkwürdigem Eifer aufgenommen. Wir haben ihn mit einer rothen Uniform samt Obristen-Epauleten, mit Hemden und einem Pantalon beschenkt. Er trägt diese Kleidung mit Anstand, und zeigt sich sehr erkenntlich für unser gutes Benehmen gegen ihn. Er hat uns zum Gegengeschenk zwölf prächtige Brodbäume, und sechs Cocosbäume gegeben. Mit diesen Materialien, welche unsere Zimmerleute verarbeiten; hoffe ich nächstens eine Barake von 20 Meter Länge auf 7 bis 8 Meter Tiefe aufgeschlagen zu sehen. Man wird fortfahren den Bau zu erweitern je nach Eintreffen der nöthigen Materialien. Eingeborne verfertigen Kalk für uns, und da der Kommandant Collet für Backsteine einen tauglichen Lehm aufgefunden hat, habe ich gegründete Hoffnung, daß es uns gelingen wird, hinlänglich Backsteine und Ziegeln für die Bedürfnisse unsrer Niederlassung zu verfertigen.“

Hr. Dupetit-Thouars endigt seinen Bericht mit folgendem Rathe, den ihm seine Erfahrung und die tiefe Kenntniß, die er von dem Charakter dieser Völker gemacht hat, eingibt.

„Die beste Stütze für unsre neuen Niederlassungen, ja die einzig nöthige, ist das beständige Daseyn von Kriegsschiffen auf der Rhede; es ist unumgänglich nöthig, stets eines bei Waitahu, und ein anderes bei Laiohae am Anker zu haben, bis unsre Niederlassungen vollendet und gehörig befestiget sind, und unsre Sitten auf die Eingebornen eingewirkt haben, was, wie er hofft, bald zu erwarten ist.“

Dieser Besitz wird dem französischen Handel von großem Nutzen seyn. Er bietet unsern Wallfisch-Fischern, deren Industrie beinahe ganz im Stillen Meere eingeschränkt ist, in der Bucht Anna Maria einen sichern Hafen zur Zuflucht bei schlimmem Wetter, und zur Verproviantirung ihrer Schiffe. Dieser Hafen ist der beste von ganz Polinesien. Der Hafen Laiohae ist ebenfalls zu jeder Jahreszeit vor allen Winden geschützt.

Die Insel Tahiti.

Nachdem Hr. Dupetit-Thouars von den Marquisen-Inseln Besitz genommen, segelte er nach Tahiti, und warf den 30. August 1842 im Hafen Papeiti die Anker aus.

Die Insel Tahiti liegt nahe beim Wendekreis des Steinbocks. Sie wurde 1606 von einem berühmten spanischen Seemann, Namens Quiros, entdeckt. Man gab ihr zuerst den Namen Sagittaria, dann, 1666, benamsete sie Kapitän Willis die König-Georgs-Insel; Bougainville, der 1768 im Namen Frankreichs Besitz davon nahm, hieß sie Neu-Cythera. Als aber ein Jahr darauf der berühmte Weltumsegler Cook diese fruchtbare Gegend besuchte, gab er ihr den Namen zurück, den ihr die Eingebornen stets gegeben hatten, Tahiti nemlich.

Diese Insel hat die Form einer Flaschenkürbis. Eine Gruppe grünender Berge, an deren Fuß ein hübscher Landsee sich befindet, den ein kuppiges Land umgibt, bildet die eigentliche Insel Tahiti, die durch eine nur eine Meile breite Landenge mit der Halbinsel Tahia-Rabou verbunden ist. Tahiti ist in sechs Bezirke eingetheilt, aber sein Uferland ist allein bewohnt. Der Mittelpunkt der Insel ist mit Bergen besetzt, mit fast kahlen Gipfeln, während ihre Abhänge mit Waldungen bedeckt sind. Korallriffe umdammen die Insel und bilden mehrere sichere und bequeme Häfen.

Von Tahiti, die man als den Hauptort der Gesellschafts-Inseln ansehen kann, hängen alle andern Inseln dieses Inselmeeres ab; sie heißen: Timeo, Labou-Emanou, Quahiné, Rahiatea, Laboa, Bora-Bora, die Insel der

furchtlosen Krieger, Toubahi, Maupiti, Mahitia, und andere mehr.

Die daselbst herrschende Religion ist die protestantische, welche die englischen Missionäre dort eingebracht, und König Pomaré I angenommen hat.

Die Eingebornen der Insel scheinen gut, sanft, leutselig, und den Fremden geneigt. Die Männer sind von großer, hübscher Gestalt, obwohl ihre Haut ziemlich kupferfärbig ist. Die Weiber, von etwas weisserer Haut, und kleinem Wuchs, sind, wo nicht schön doch sehr anmüthig. Ihre schönste Zierde sind große, schwarze, lebhaftige Augen und blendendweiße Zähne.

Die Unsitlichkeit herrscht in diesem Lande im höchsten Grade. Die englischen Missionäre eifern zwar dagegen, ergreifen aber nicht die rechten Mittel um Besserung zu bewirken. Sie wollen alles durch Furcht erzwingen, Liebe aber für den Glauben den sie lehren, können sie nicht erwecken. Den Sündern, die sie auf der That ertappen, legen sie Geldbußen auf, wissen sie aber nicht durch gute, eindringende Ermahnungen zu bekehren. Daher wird bei den Ertappten nichts weiteres ausgerichtet, als daß sie sich ein anderes Mal vor Entdeckung besser in Acht nehmen.

Das Klima von Tahiti ist außerordentlich gesund. Nie steigt dort der Thermometer über 28 Grad Reaumur, und nie fällt er unter 15 Grad; darum ist auch der Boden zum Verwundern fruchtbar. Das Zuckerrohr ist schöner als sonst irgendwo. Brodbäume trifft man bei jedem Schritte an, alle tropischen Obstbäume, wie auch Pomeranzen und Citronen gedeihen da in großer Menge. Kasse, Tabak, Pataten, Ananas wachsen vortrefflich, obwohl die trägen Einwohner dem Anbau wenig Sorge widmen. Von einer so üppigen Natur verwohnt, legen sie sich nur auf das Einsammeln und einige unerlässliche Feldarbeiten.

Eine gute Menge Pferde, Ziegen, Schafe, Ochsen und besonders viel Schweine halten sich hertenlos in den Wäldern auf. Man dürfte sie nur einfangen um sich Nahrung zu verschaffen, wenn nicht die englischen Missionäre eine große Menge derselben in ihren Stallungen hielten, womit sie Handel treiben.

Mit einem Worte, Tahiti ist ein sehr reiches Land an Gewächsen, an Vieh, an Korall, an Perlenmutter, und könnte großen Tauschhandel mit allen Inseln Oceaniens treiben, wenn nicht die Missionäre allen Handel an sich gerissen hätten. Unter dem Schutze Frankreichs wird aber dieses schöne Land in wenig Jahren seinen alten

Glanz wieder erhalten. Denn ehemals hatte es eine Bevölkerung, welche Koof auf mehr wie hundert tausend Seelen schätzte, während es gegenwärtig kaum sieben tausend zählt.

Das Schwinden dieser Bevölkerung ist auch noch zum Theile das Werk der englischen Missionäre. Der Bürgerkrieg den sie gegen diejenigen angefaßt, welche ihren Glauben nicht annehmen wollten, und die strengen Gesetze, die sie abgefaßt, haben das Meiste dazu beigetragen. Eine andere gräßliche Ursache dieser Entvölkerung ist der Kindermord, der diesen noch halb-wilden Menschen so zu sagen zur Gewohnheit geworden ist. Man trifft in der That wenig Kinder in dieser schönen Gegend an. Die Armuth, welche die Missionäre in der Insel durch ihren Alleinhandel hervorgebracht haben, hat das Uebrige gethan.

Die Regierung der Insel besteht aus einem König und einer Art Parlament, wozu alle Städte des Reichs Abgeordnete senden. Ihr Gesetzbuch ist heut zu Tage der Inbegriff der Gesetze, welche die Missionäre vorgeschrieben haben. Die Strafen bestehen einzig in den Geldbußen, welche dieser habfüchtige Clerus sich aneignet.

Die zu Tahiti ansässigen Franzosen und besonders die französischen Missionäre haben von Seiten der englischen Priester indirekte Verfolgung erlitten. Schon 1833 war Hr. Dupetit-Thouars im Fall gewesen, von der noch jetzt regierenden Königin Ahita Pomaré Duahiné Genugthuung zu fordern für den Schimpf, den Frankreich in der Person seiner Missionäre, auf Anstiftung des Vorstehers der englischen Mission, erlitten hatte. Auf ein Neues hat derselbe jetzt als Admiral sich genüthigt gesehen, der französischen Flagge Achtung zu verschaffen.

Drum hatte seine Fregatte kaum die Anker ausgeworfen, als eine große Anzahl Franzosen sich an Bord derselben begaben, um sich über die Mißhandlungen zu beklagen, denen sie ausgesetzt gewesen, und den Schutz des Kommandanten für sich zu erbitten. — Bei der Nachricht von der Besitznahme der Marquisen war die Königin Pomaré in großen Schrecken gerathen, und hatte sich nachimeo geflüchtet. Die englischen Missionäre hatten ihre Abwesenheit benützt um die Eingebornen gegen die Franzosen aufzuheizen, und diese waren den Verfolgungen dieser von den englischen Priestern bestochenen Barbaren bloßgestellt, welche sie als Feinde behandelten ohne zu wissen warum. Der französische Consular-Agent konnte sie nicht mehr beschützen, war er ja selbst der Gefahr ausgesetzt gewesen ermordet zu werden. Man hatte die Gewaltthätigkeit so

weit getrieben, daß man die Hütten der Franzosen niedrigerissen und ihre Anpflanzungen zerstört hatte.

Hr. Dupetit-Thouars brachte eine Woche zu, die Beweise dieser Unthaten einzusammeln. Als er sie besaß, ladete er alle fremden Consulen ein, ihre Landesleute in Sicherheit zu setzen, entweder in ihren Residenzen oder am Bord der Fregatte la Reine Blanche, die er kommandirte. Zu gleicher Zeit ließ er der tahitischen Regierung bedeuten, daß wenn sie nicht innerhalb acht und vierzig Stunden zehn tausend Piafter auf sein Schiff ausliefere, zur schuldigen Entschädigung für die auf der Insel ansässigen Franzosen, er gleich nach dieser Frist die Feindseligkeiten beginnen werde.

Der Rath der Insel wurde schleunigst zusammenberufen: nach vielem Berathschlagen beschloß man die geforderte Summe zu verweigern, sich aber dafür ganz unter den Schutz Frankreichs zu begeben. Die Königin genehmigte sogleich den Beschluß des Rathes, welcher dem Admiral vorgelegt wurde.

Der Admiral gieng ihn mit Freuden ein, und nahm sogleich im Namen Frankreichs Besitz von dieser schönen und reichen Gegend. Die französische Flagge wurde aufgepflanzt und eine provisorische Regierung von ihm ernannt.

Frankreich hat da eine prächtige Eroberung ohne Blutvergießen gemacht, und Tahiti hat nun Hoffnung bald wieder das frühere Glück zu genießen, welches die englischen Missionäre zerstört haben. Dieser neue Besitz ist für Frankreich besonders vortheilhaft, wegen der Nähe der Marquisen, von wo aus man nach Tahiti in drei Tagen Schifffahrt gelangen kann.

Die Verheerung der Insel Guadeloupe, von einem Augenzeugen beschrieben.

Die Guadeloupe ist eine der größten, der vollreichsten und blühendsten Inseln der Antillen. Von sehr unregelmäßiger Form, und einem Umfang von etwa 80 französischen Meilen ist sie in zwei fast gleiche Theile getheilt durch einen Kanal, oder vielmehr einen Meeressarm, welcher Fluß Solié genannt wird. Dieser Kanal hat von 30 bis 120 Meter Breite; da er aber an beiden Enden wenig Tiefe hat, ist er für größere Schiffe nicht zugänglich. Westwärts von diesem Kanal liegt der eigentlich „Guadeloupe“ genannte Inseltheil. Dieser besteht meistens aus hohen Bergen, welche der Schwefelberg in einer Höhe von 1600 Meter über der Meeresfläche beherrscht. Südwestlich desselben liegt die Stadt La Basse-terre,

mit einer offenen Rhebe und gutem Ankergrund, welche von zwei Forts und Batterien beschützt ist. Dort hält sich der Gouverneur auf. Die Anse-à-la-barquo und die Bucht Deshayes an der südöstlichen Küste bieten für größere, selbst für Kriegsschiffe einen guten Ankerplatz dar. Der Meerbusen Mahault im Nordost kann nur kleinere Schiffe aufnehmen. Ostwärts von gemeldetem Kanal ist der andere Theil der Insel, die Grande-Terre genannt, der meistens nieder ist und wo im Westen die Stadt Pointe-à-Pitre liegt, mit einem Hafen, der viele Handelschiffe, selbst Fregatten vom ersten Rang aufnehmen kann, und dessen Eingang von Forts und Schanzen vertheidigt ist. Die eine dieser Festen heißt die Union, die andere Fleur-d'Épée. Im Osten dieses Inseltheils befindet sich auch der Hafen du Moule, der für Schiffe von 300 Tonnen zugänglich ist, und nordöstlich die Bucht St. Louis, die auch einen ziemlich sichern Ankerplatz hat.

Auf dem die Guadeloupe genannten Theil der Insel liegen die Gemeinden Basse-Terre, Extra-Muros, le Baillif, Dos d'ane, les Habitants, Bouillante, Pointe Noire, Deshayes, Sainte-Rose, le Lamentin, la Baie-Mahault, le Petit-Bourg, la Goyave, la Capesterre, les Trois-Rivières und le Vieux-Fort-l'Olive. Die Grande-Terre enthält la Pointe-à-Pitre, les Abymes, le Gozier, Sainte-Anne, Saint-François, le Moule, l'Anse-Bertrand, le Port-Louis, le Petit-Canal et le Morne-à-l'eau. Die Guadeloupe hat noch vier Inseln unter sich: die erste und größte ist Marie-Galante, sechs Stunden südwestlich von jener entfernt, die 15 Meilen im Umkreis hat: die zweite eine Gruppe Inselchen, les Saintes genannt, drei Stunden südwestlich von der Spitze des alten Hafens der Guadeloupe. Das östlichste dieser Inselchen wird la Terre-de-Haut, das westlichste la Terre-du-Bas genannt. Die dritte ist die nur zwei Stunden von der Spitze der Schlösser der Grande-Terre entfernte Insel la Désirade, die ungefähr vier Stunden im Umkreis hat, und durch einen von der Regierung dort angelegten Spital für Aussätzige merkwürdig ist. Die vierte endlich ist die nördliche Hälfte der Insel St. Martin. Diese Insel liegt in einer Entfernung von 42 Meilen nordwestlich der Guadeloupe, und hat 7 Stunden im Umkreis.

Diese geographische Beschreibung war nothwendig um unsern Lesern den ganzen Umfang des Unglücks begreiflich zu machen der dieses bedauernswürdige Land betroffen hat. Diese so reiche, so schöne, so blühende, von der Sonne so glänzend vergoldete Insel bietet dem Auge wenig mehr als den nackten zernühten Boden dar. Den

8. Februar, um 10 Uhr 27 Minuten Morgens, bei heiterm Himmel und einem nur 22 Grad hohem Stand des Thermometers, brach die Catastrophe aus, welche so großes Unheil anrichten sollte. Doch lassen wir den Augenzeugen selbst sprechen.

„Die Feder und selbst der Pinsel sind unvermögend die Zerstörungsszenen darzustellen, die ich gesehen habe. Ich bewohnte ein reizendes Landhaus auf einem Hügel über der Stadt, die vor uns sich amphitheatralisch erhob; in der Ferne sah man die Rhyden, die vor Anker liegenden Schiffe, und einen unermesslichen Gesichtskreis ohne Grenzen; hinter uns der Schwefelberg hoch und kühn, mit seinen Armen von Granit, die rechts und links bis an's Meer reichen, und seinem breiten, himmelanstrebenden Federbusch von Rauch. Da ist alles großartig, prachtvoll, zum Leben reizend. Wohllich, als wir vom Frühstück aufstehen wollten, ließ sich in einer nahen Galerie ein dumpfes Geräusch hören; wir horchten verwundert auf; der Lärm nahm zu, das Hausgeräthe krachte, die Porcellantassen stießen wider einander; die Mauern, von unbekannter Kraft in die Höhe gehoben, bewegten sich um uns her; der Tod zeigte sich unter unsern Füßen, über unsern Köpfen, an unsern Seiten, überall! Das Erdbeben hatte begonnen!... Welche Entsetzen!... Wer malt was in uns und um uns vorgieng!... Der schauerliche Klang der von der Erschütterung bewegten Glocken, als wollten sie einer ganzen Stadt zum Grabe läuten, die von unsichtbarer Hand getroffen auf den Knien lag!... Weiber, Kinder und Männer stürzten aus den Häusern schreiend und betend!... Während dessen wanken die Häuser, schwingen die Dächer sich hin und her, die in ihren tiefsten Eingeweiden erschütterte Erde hebt und senkt sich, stets drohend in gährende Schlünde sich zu zerreißen. Die Stöße, bald heftig und schnell, bald langsam und dumpf, vermehren, nähern sich!... Die ganze Insel gleicht einem von den Fluthen gereißelten Schiffe... Der Schwefelberg allein steht unerschüttert und scheint dem Unheil zu trotzen. Wohllich spaltet sich sein Gipfel, er bricht los und rollt mit Getöse in einer Wolke von Staub und Rauch herab. Das Haupt dieses steinernen Riesen war gefallen, und ein Strom Lava und siedenden, kochigen Wassers rinnet am sehenden Rumpfe herab. Jetzt stürzt das Meers-Gestade ein, und eine Viertelstunde lang versiechen alle Quellen und Bäche!... Bei einem Fehde kämpft Mann gegen Mann; bei einer Feuerbrunst kämpft der Mensch gegen die Elemente. Hier nichts!... nichts als die Ohnmacht und die Unthätigkeit der Verzweiflung!...

Gott schien seinen Donner vom Himmel gezogen und unter die Erde geschleudert zu haben!... Kraft, Muth, Energie, alles war vergebens, alles verschwand. Der Allerhöchste hatte für die Leichen ein weites Grab geöffnet, und die Seelen vor sich gerufen!... Wie schwach ist doch der Mensch dem Allmächtigen gegenüber!... Doch hatte der Basse-terre die letzte Stunde nicht geschlagen.

„Nach einigen Minuten, denn dies alles war in wenig Minuten vorgegangen, legte sich der Lärm, der Boden stand wieder fest und die zitternde Bevölkerung erhob sich, das Geschehene zu übersehen und zu ermessen. Schon war derjenige in ihrer Mitte, dem Frankreich die Ob-sorge dieser Kolonie anvertraut hat. Auf den ersten Nothruf hatte der Admiral Gourbeyre, ohne Rücksicht auf Familienbände und eigene Sicherheit, in Begleitung seines Generalstabs die Strafen durchzogen, mit Gefahr von den Trümmern zerschmettert zu werden. Seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit, seine bestimmten Befehle trugen nicht wenig dazu bei, die in solchen Momenten so nöthige Ordnung und Ruhe zu erhalten. Man ließ die Mannschaft der Golette La Désirée ans Land steigen und schickte zahlreiche Patrouillen aus. Nachdem der Gouverneur alles in Augenschein genommen, alle Maßregeln getroffen, zog er sich zurück, ließ sich ein Pferd satteln, um die übrigen Theile der Kolonie zu besichtigen. — Wechseln Sie wenigstens die Kleider, stellte man ihm vor, nehmen Sie einige Nahrung, um ihre Kräfte zu erhalten. — Nein, nein antwortete er, es sind ihrer so Viele jetzt, die weder Brod noch Kleidung haben.“ — Diese schönen Worte, welche die Kolonie nie vergessen wird, mögen auch bis nach Frankreich erschallen! Die Menge, von dem Beispiele des Admirals angefeuert, fühlte ihren so oft geprüften, nie ganz gesunkenen Muth wieder aufleben. Man eilte auf den Cours. Dieses Stadtviertel der Basse-Terre hatte am meisten gelitten. Die Kommission der Genie-Offiziere hatte sich schon dorthin begeben. Mehrere Häuser waren von ihr als unsicher bezeichnet worden, und Wachen waren aufgestellt, das Annähern des Publikums abzuwehren.

„Mitten unter diesen geborstenen, den Einsturz drohenden Gebäuden war eines unverfehrt geblieben, die St.-Franziscus-Kirche, als wollte Gott dem Volke zeigen, daß er es noch nicht verlassen habe. Auch wurden dort inbrünstige Gebete erhoben. Der Tag verlief sich so in trauriger Stille. Die Fragen durchkreuzten sich, und das eigene Weh vergendend dachte man nur an Freunde, an Verwandte, an die, deren Hände man vor wenig Stunden gedrückt, und die man

vielleicht nimmer sehen sollte. Die Menge drängte sich auf den Cours, den schon gemeldeten Hauptplatz der Stadt, ängstlich nach Nachrichten forschend. Von Minute zu Minute kamen Leute aus verschiedenen Gegenden. — Was gibt's? diese Frage kam aus jedem Munde, und jeder der Neuangekommenen hatte ein neues Unglück zu berichten, der allgemeinen Trauer seinen Trauer-Antheil beizulegen. Der Eine erzählte von Petit-Bourg, der Andere von Sainte-Rose, Andere von Lamentin, von Capesterre, von Trois-Rivières; überall waren Kirchen, Werkstätten, Wohnungen halb oder ganz zerstört... Was sagte man aber von Pointe-à-Pitre, von dieser so hübschen, so reichen, so zierlich gebauten Stadt, der Perle der Antillen, wie man sie nannte? Hatte sie die Geißel verschont? Weil man das Unglück der Nähe des Vulkans zuschrieb, hofften die Meisten, der Erdstoß würde sich nicht bis zu ihr gedehnt haben. Andere sprachen von ihren großen steinernen Häusern, auf zusammengeführten, also wenig festem Grunde. Doch schien schon gute Hoffnung über die Furcht zu siegen, als plötzlich ein gräßliches Wort zu den Ohren der bestürzten Menge drang: „Die Pointe-à-Pitre ist nicht mehr!“

„Ich nahm mir vor, mich unverzüglich dahin zu begeben, und den andern Tag trat ich an Bord der Staats-Golette Die Baucis. Der Kommandant derselben, Hr. Menars, welcher Tags zuvor mit seinem Schiffe sich auf der Höhe der Insel Madone befunden, hatte bei 45 Klafter Wassertiefe einen so heftigen Stoß empfunden, daß er glaubte auf eine Klippe gerathen zu seyn. So wie wir unsern Ziele näher kamen, stieg ein röthliches Meer vom Horizont auf, und ein röthlicher Himmel, dessen Sternen erbleichten; man hätte geglaubt, ein Feuerschlund eröffne sich in Mitte der Fluthen. Leider war es Pointe-à-Pitre, das in einem Wirbel von Rauch und Flammen vollends zu Grunde gieng!... fünf oder sechs tausend brennende Häuser dienten uns zum Leuchthurm. Bei anbrechendem Tage fuhren wir in die Rhede; wir begegneten einem Dreimaster, der langsam neben uns vorbeislich, und erkannten, daß es die Amalia von Bordeaux war. Man hatte ein Feldlazareth aus ihr gemacht, und sie gemiethet, um die Verwundeten nach der Basseterre zu überbringen. Trübsinn und Stille herrschten an ihrem Bord, sie schien ein breiter Sarg zu seyn, der über dem Abgrund des Meeres dahin glitt. Wie wir aneinander vorbei kreuzten, begrüßten wir uns mit frommgerührtem Gefühle. Bald darauf hatten wir die Anker ausgeworfen vor dem, was ehemals Pointe-à-Pitre gewesen. Das Boot brachte uns an's Land, und Niemand

kam uns entgegen. Wir sahen nur blasse Gesichter, mit matten, ängstlichen Blicken. Wir triteten Fragen an sie, und kaum erhielten wir Antwort. Diese Unglücklichen, zerrissen, zermalmt, konnten sich ja selber ihr Daseyn nicht erklären; sie gleichen Schatten, Gespenstern, welche der Engel des jüngsten Gerichts aus dem Thale Josaphat getrieben. Doch erfuhren wir, daß, so wie uns, die Geißel sie am 8. um 10 Uhr 27 Minuten getroffen habe. Ein dumpfes Rollen, dann ein gräßliches Getrache, dann einstürzende Häuser, dann ein Bersten der Erde, die überall gähnt, und Ströme Wassers herausläßt, die wie Springbrunnen in die Lüfte schießen, dann endlich durch eine Wolke von Kalk und Gips, durch einen Wirbel von Balken und Steinen, das entsetzliche Geschrei: Feuer! Feuer!... Und schon brechen die Flammen von allen Seiten aus. Wer hatte sie angezündet? Die Bosheit? O nein, so gierig, so emsig das Treiben des Verbrechens sey, kann es doch nicht so schnell sein Werk vollbringen. Ein Zufall? Thieren, die hie und da auf einzelne Herde fallen? Nein, denn plötzlich und überall bricht die Feuersbrunst aus. Wer denn? wer? Derjenige, der seinen Donner ausschleudert; derjenige, der das Feuer der Vulkane unterhält, und ihm, nach Willen, den Ausgang aufschließt. Die Erde hatte Feuer ausgespien, die Zerstörung zu vollenden.

„Wer wird mir Farben leihen, dieses Bild auszumalen?... Nicht ein Dach, nicht eine Mauer mehr steht! Wie lange hätten Kugeln und Bomben diese Stadt durchsürchen müssen, um sie so zu zermalmen! Gibt es eine menschliche Kraft, die über eine Stadt einfallen, sie umstricken, auf einmal zersplittern und in einen ungeheuern Glutofen zusammenstürzen könne! Der Bürgengel von Herculanium, Pompeia, Lissabon, Fort-Royal und Port-au-Prince war dort vorbeigezogen. Man könnte seinem Zuge folgen. Sehet diese Weiber, diese Kinder, diese Greise, die mit Thränen und Schluchzen in den Ruinen herumirren, und sich konvulsivisch auf die Trümmer werfen: was wollen sie? was suchen sie? Helfen wir ihnen die Steinhaufen durchwühlen. Wie viele Opfer liegen darunter begraben? Wie nennt man sie?“

„Wie Viele deren sind? Vier bis fünf tausend. — Wie sie heißen? Todte! sie haben keinen andern Namen mehr. Niemand ist im Stande diejenigen zu erkennen, die er gestern noch geliebt, geehrt hat... Sarge her! Leichentücher her! Es sind weder Sarge noch Leichentücher bei der Hand. Karren kommen, Tragbahnen nähern sich; da werden durcheinander aufgeschichtet Reiche und

Arme, Allen derselbe Tod, Allen dasselbe Leichenbegängniß, Furchtbare Gleichheit! Dann am Abend, im Dunkeln, wird der Rüderschlag dumpf die Fluthen der Rhede peitschen, schwer beladene Fahrzeuge ihre Ladung menschlicher Trümmer auf das Inselchen Farty führen, Man eile aber mit der Beerdigung, damit nicht die Pest aus der Verwesung so vieler Leichen entstehe. Mit dem Begraben geht es zu langsam, ist ja das Meer da, das weite gassende Meer, Bringet ihm seinen Raub; hänget den Todten aber einen schweren Stein an und gebet ihnen ein De profundis mit, damit die fahlen, schändlichen Ueberreste, der christlichen Begräbniß beraubt, nicht wieder auftauchen, an die Kiele der Schiffe stoßen, oder in die Fischernetze gerathen.

„Lassen wir jetzt die Todten ruhen, und kehren wir zu den Bedauernswürdigern zurück, zu den Ueberlebenden.

„Folget mir nach auf den Siegesplatz. So nannte man einst denselben am Tage des Triumphs, als die Engländer zurückgeschlagen die Flucht ergriffen. Der Siegesplatz ist jetzt ein ungeheureres Lazareth. Höret Ihr dieses dumpfe Gewimmer mitunter mit gellendem Geschrei vermischt. Dieses Gewimmer, dieses Geschrei kommt von den Verwundeten, die am Boden auf Matrasen hingestreckt unter in Eile aufgerichteten Zelten liegen; sie wenden ihre Blicke abwechselnd zu den Ärzten und Priestern, die sie umgeben, von den Einen Genesung des Körpers, von den Andern das Heil der Seele ersiehend. Jene fristen, wo möglich, das Leben; diese lehren sie gut sterben. Erhabener Verein der Wissenschaft und der Religion, die Hand in Hand sich an das Krankenbett des Christen setzen. Mancher, der dem jähen Tode entging, wird, leider schmerzlicher noch, bald den Erschlagenen folgen; Andere werden sie nur verstümmelt überleben. Diejenigen, die am Leibe verschont geblieben, tragen den Verlust ihrer Habe und ihrer theuersten Verwandten und Freunde mit Wehmuth im Herzen herum. Die Habe kann noch einigermaßen durch die milden Gaben von ganz Europa ersetzt werden; wer aber ersetzt ihnen diese!

Von den Kometen überhaupt, und von dem Komet von 1843 insbesondere.

Ohne uns beim Weltsystem aufzuhalten, das schon zum Theil in unserer Beschreibung von der neuen astronomischen Münsteruhr dargestellt ist, wollen wir ohne weiteres zu den Kometen übergehen, welche von Zeit zu Zeit unsre Planetenbahn durchlaufen.

Durch ihr unerwartetes Erscheinen und die Verschiedenheit ihrer Formen, durch die ungläubliche Eile ihres Laufes, ihre auffallende Größe und den Glanz den sie manchmal von sich geben, sind die Kometen lange Zeit ein Gegenstand der Verwunderung und des Schreckens für das Volk geblieben, das stets über außerordentliche Begebenheiten frugt, deren Ursachen noch unbekannt sind. Diese sonderbaren Durchwanderer unsers Weltkreises, die bald sich der Sonne nähern, bald wieder in den Tiefen des Unermesslichen sich verlieren, haben Jahrhunderte hindurch in ihrem herumschweifenden Laufe alle Wissenschaft zu Schanden gemacht, und die Astronomen zur Verzweiflung gebracht. Die Unwissenden haben sie lange Zeit gefürchtet, als geheime Vorboten wichtiger Begebenheiten, als Verkünder großer Geiseln. Ein Komet, sagt man, hat die Einäscherung Troja's begleitet; die Erdbeben, welche Helice und Bura in Achaien zerstört haben, hatten große Kometen zu Vorläufern; ein anderer soll den nahen Tod Julius Cäsars verkündet haben; kurz wir würden ein langes Verzeichniß der großen Unfälle aufzuzeichnen haben, welche ein Komet am Himmel vorgekündet oder begleitet haben soll, aber ein weit längeres noch eben so wichtiger Begebenheiten, die kometenlos vorgefallen sind.

Seneca war der erste, der sich über diese Vorurtheile erhob und vorjagte, diese irrenden Gestirne würden, einst besser bekannt, nicht mehr Schrecken verbreiten, und durch anerkannte Regelmäßigkeit ihres Laufes Zeugniß geben von der schönen Harmonie, die über alle Bewegungen der Himmelskörper herrscht. Doch verfloßen noch Jahrhunderte ehe die Wissenschaft die Gesetze des Kometenlaufes einigermaßen einfah. Im Jahre 1570 hat Tycho Brahe den ersten Schritt gethan und die Natur der Kometen gefunden. Nach ihm hat Newton die Gesetze errathen, nach denen sie sich bewegen, und die der Schwerkraft aller Weltkörper gemein sind. Seitdem haben die Astronomen die Kometen ernstlich beobachtet, ihre Bahnen berechnet, die von denen der Planeten so verschieden sind, indem diese beinahe in einem Zirkelkreis sich um die Sonne bewegen, während die Kometen einen mehr oder weniger ablangen Kreis durchlaufen. Schon kennt man die Zeit der Wiederkehr einiger derselben; es werden aber noch viele Jahrhunderte fortgesetzter Beobachtungen erfordert bis man sie alle kennt.

Ueber die Substanz der Kometen weiß man noch wenig. Die der Erde am nächsten vorbeiziehen, sind von derselben doch noch so weit entfernt, ihr Lauf in der Nachbarschaft der Sonne

ist so schnell, ihr Licht ist manchmal so düster, ihr Erscheinen so unerwartet, daß die Gelehrten sich bisher mit bloßen Muthmaßungen behelfen mußten. Die Kometen zeigen sich überhaupt als mehr oder weniger lange Lichtstreifen, von so leichter Substanz, daß jene durchsichtigen Dünste, welche in den obersten Regionen unserer Atmosphäre schweben ohne Schatten von sich zu geben, gegen dieselben gehalten, als dichte Massen anzusehen sind; daher läßt der durchsichtige Schleier eines Kometenschweifes die kleinsten Sternen durchblitzen. Dieser Streif endigt sich mit einem ründlichen Körper von größerm Glanz, den man den Kopf oder den Kern des Kometen nennt. Obwohl dieser dichter ist, kann man doch nicht selten mit Hilfe eines guten Teleskops durchsehen und die Sterne erblicken, die er bedeckt. Mitunter gibt es aber auch Kometen, deren Kopf in seinem Mittelpunkt undurchsichtig ist, was vermuthen läßt, daß er eine den Planeten ähnliche Beschaffenheit hat. Die Form der Kometen ist auch sehr verschieden: bald theilt sich der Schweif in mehrere Streifen, wie beim Kometen von 1819; bald, wie bei dem von 1821, befindet sich der Kern im Mittelpunkte des Schweifes; andere Kometen sind kahl und haben gar keinen Schweif, so wie die von 1585 und von 1763; ja Cassini, berühmter Astronom des 7ten Jahrhunderts, berichtet, der Komet von 1682 sey so rund und so glänzend gewesen wie der Planet Jupiter. Der Schweif des Kometen von 1811, dem man die vorzügliche Güte des Weines jenes Jahrgangs zugeschrieben, hatte eine Länge von 36 Millionen französischer Meilen (Wie viel macht das Kilometer?) und sein Kopf hatte 180,000 solcher Meilen im Durchmesser, mehr als das Doppelte des Raums zwischen der Erde und dem Monde.

Eben so verschieden ist der Kreislauf der Kometen; bald laufen sie von Abend gegen Morgen um die Sonne, wie die Erde; andere sind rückgängig, das heißt: sie laufen von Morgen gegen Abend. Ihr Lauf wird um so schneller, je näher sie der Sonne kommen, in deren Nachbarschaft sie eine wahrlich fabelhafte Schnelligkeit erlangen, so daß sie nicht selten beiläufig 50 Millionen Meilen innerhalb 24 Stunden zurücklegen.

Nach dem was wir bisher gesagt haben, ist es nicht absolut unmöglich, daß irgend ein ungeschliffener Komet in seinem Laufe an die Erde stoße. Wir haben gesehen, daß diese Gestirne nach allen Richtungen unsern Weltraum durchziehen; daß ihrer Viele sind, und daß man noch mit den wenigsten Bekanntschaft gemacht hat.

Daher wäre es nichts Ungereimtes wenn man sagte, daß in grauer Vorzeit irgend ein Zusammentreffen eines Kometen mit unser Erde stattgehabt haben könne. Wer weiß ob nicht ein zur Strafe von Gott gesandter Komet zur Zeit der Sündfluth die Schleißen des Himmels eröffnet hat. Wir wollen uns jedoch nicht in alle die Voraussetzungen einlassen, welche die Gelehrten über diesen Gegenstand anstellen, und nicht zum Voraus in Schrecken gerathen über den künftigen Untergang, mit dem uns irgend ein seit sechs tausend Jahren aus den tiefsten Tiefen des Raums auf uns loseilender Komet bedrohen mag. Wir trauen dem allmächtigen Schöpfer zu gut, um zu glauben er habe seine Schöpfung dem blinden Ungefähr bloßgestellt; und soll einst die Welt die wir bewohnen untergehen, wie es die heilige Schrift vorgefagt hat, so ist es uns einerlei ob durch einen Kometenstoß oder auf irgend eine andere Weise.

Nun zum Kometen von 1843. Die Gelehrten wie die Ungelehrten sind angeregt worden beim plötzlichen Erscheinen eines außerordentlichen Lichtstreifes am Himmel, der sich über eine unermessliche Strecke ausdehnte. Die Wissenschaft reicht noch hierüber zu wenig aus, als daß nicht ein solches Ereigniß die Neugierde der Astronomen und den Schrecken des Volks erwecke. Daher beschäftigte man sich auch auf allen Punkten der nördlichen Halbkugel, sobald dieser Komet sichtbar geworden, seinen Lauf zu berechnen. Am 17ten März hatte man sein Daseyn in allen Gegenden Europas bemerkt. Der ungeheure Kopf desselben, dessen 38,000 Meilen langer Durchmesser eine Masse vorstellt, die siebenzehnhundertmal größer ist als die Erdfugel, war gleich am ersten Tage so nahe bei der untergehenden Sonne, daß er nicht lange beobachtet werden konnte; der Schweif aber, der einen Raum von 64 Millionen Meilen einnahm, zeigte sich am Himmel als ein Lichtstreif bis zum 2. April. Den Kometen von 1811 weit überbietend, erstreckte sich den 17. März der Komet von 1843 von den untern Sternen des Eridans bis zum Sternbild des Hasen unterhalb des Orion, um endlich in der Nähe des Sirius weit über die Erdenbahn hinaus zu verschwinden. Seine Schnelligkeit übertraf um vieles die aller bisher bekannten Kometen: den 27. Febr. durchlief dieses Gestirn in 24 Stunden einen Bogen am Himmel von 192 Grad, was einen Lauf von 9,225,600 Meilen ausmacht, oder 104 Meilen in der Sekunde. Ihr armen Dampf-Locomotiven, die ihr eine Stunde braucht um 8 bis 10 Meilen Wegs zurückzulegen, was saget Ihr dazu; werdet Ihr

noch mit eurer Geschwindigkeit prahlen? Nun ermesse man wie schwer es ist die Elemente eines Kometen zu berechnen, der so entsetzlich schnell den Beobachtungen entwindet. Dennoch ist dem Eifer und der Geschicklichkeit der Gelehrten des Observatoriums kein Umstand dieses Phänomens entgangen, alle Experimenten, welche die Astronomie vornehmen kann, sind gemacht worden. Man hat über diesen Kometen die Meinung gefaßt, er sey keine neue Erscheinung, und sey im Jahr 1668 von Cassini, wenn auch nicht beobachtet, doch gesehen worden. Derselbe brauchte also 175 Jahre zu seinem Umkreise. Wenn man also den Fall setzt daß seine Schnelligkeit, die nach Verhältniß seiner Entfernung von der Sonne abnimmt, in seiner Sonnenferne auf ein Zwanzigstel reducirt seyn mag, so kann man sich einen Begriff von der Unendlichkeit einer Bahn machen, zum Umlauf welcher er mit einer mittlern Schnelle von 36,000 Meilen in der Stunde 175 Jahre braucht. Nie ist ein Komet gesehen worden, der so nahe bei der Sonne vorbeizog wie der letzte. Am 27. Februar ganz in die Strahlen derselben versunken, war er in der Sonnennähe nur noch 32,000 Meilen von diesem Gestirn entfernt; die Hitze, der er dadurch unterworfen war, mag die Ursache der außerordentlichen Ausdehnung seines Dunstschweifes gewesen seyn. Der Komet war am 27. Februar in der Zusammenkunft mit der Sonne; das erste Mal gegen 9 Uhr 24 Minuten des Abends, wo er in Rücksicht unsrer hinter der Sonne war; das zweite Mal um ein Viertel nach Mitternacht, wo er zwischen der Erde und der Sonne sich befand, und also für die Bewohner der südlichen Halbkugel eine wahre Sonnenfinsterniß verursachte.

Nun wollen wir untersuchen, ob die ungewöhnlich warme Temperatur jenes Zeitpunkts, und der greuliche Unglücksfall unsrer Kolonien der Einwirkung dieses Kometen zugeschrieben werden können. Wir glauben es nicht. Was die Temperatur betrifft, so haben die subtilsten Versuche, welche sehr geschickte Physiker angestellt haben, bloß negative Resultate gehabt. Vergebens hat man durch Brennpiegel die Strahlen des Lichtstreifes concentrirt und auf die empfindlichsten Instrumente gerichtet, ihre Wirkung blieb stets unmerklich. In Hinsicht der Erdbeben hat man noch weniger Grund ihm die Ursache derselben zuzuschreiben. Erstlich bezeugt die unermessliche Ausdehnung seines Schweifes, daß er keinen soliden Kern begreift, daß also seine Anziehungskraft auf die Erde so schwach ist, daß sie nicht einmal dem Fünftausendtheil der nemlichen Kraft des Mondes gleichkommt. Ein Gestirn

könnte auf der Erde nur dann bemerkbare Bewegungen hervorbringen, wenn er eine Anziehungskraft besäße, stark genug um solide Theile zu heben; eine solche Kraft würde aber zuerst auf die Flüssigkeiten wirken, die viel weniger Widerstand leisten können als feste Theile. Außerordentliches Steigen der Ebbe und Fluth, Ueberschwemmungen der über die Ufer tretenden Meere und Flüsse, wären sodann die erste Wirkung einer solchen Kraft. Nun aber ist nichts dergleichen bemerkt worden, die Wellen des Oceans blieben in ihren Schranken; also war der Komet ganz unschuldig an den Erschütterungen, die auf verschiedenen Punkten der Erde verspürt worden.

Uebrigens ist der Komet, obwohl er einen Augenblick unsre Bahn berührt hat, immer in einer respektablen Ferne von unserm Planeten geblieben, indem am 5. März, wo er uns am nächsten war, noch 32 Millionen Meilen Raum zwischen ihm und uns gewesen. Am 27. Februar, wo sein Schweif in seiner größten Nähe bei uns vorbeizog, war er noch 8 Millionen 500,000 Meilen entfernt, was auch die Furchtsamsten über seinen Einfluß hat beruhigen sollen. Das müssen wir jedoch sagen, daß am 23. März die Erde sich in dem Raum befunden hat, den am 27. Februar der Lichtstreif des Kometen, der 660,000 Meilen breit war, besetzt hatte; wenn also der Komet 24 Tage später gekommen wäre, so hätte die Erde dessen Schweif in seiner ganzen Breite durchwandern müssen. Was da für traurige, schreckliche Ereignisse für uns erfolgt wären, kann Niemand sagen, denn von so etwas hat man noch keine Erfahrung.

Schließlich sagt der hinkende Bote, daß man sich über solche mögliche Kollisionen der Planeten mit der Erdkugel kein graues Haar soll wachsen lassen. Ja, hätten wir Pfsucher das Weltssystem zusammen geflickt, wäre es wohl möglich, daß wir das Eine oder das Andere übersehen hätten; aber der allmächtige Schöpfer wußte besser was er gethan hat, als er sagte: „Und es war gut.“

Die alte Wand-Uhr.

(Mit einer Abbildung.)

Der Eigenthümer eines eleganten Gasthofes in Richmond, unweit London, ist im Besitze einer alten Wanduhr, welche als Familienstück mehr wegen ihres Alters, als wegen ihres wirklichen Werthes in Ehren gehalten wird, obwohl sie bereits seit einer langen Reihe von Jahren die Stunden mit musterhafter Genauigkeit angeben hat. Die Uhr befindet sich in einem der sogenannten private rooms des Gasthofes, in denen Gäste

von Distinction, getrennt von den gewöhnlichen Gastzimmern, zu speisen pflegen.

Unlängst kamen zwei Londoner Stutzer in einem eleganten Phäeton vor dem Gasthose an. Sie stiegen aus, empfahlen dem Hausknecht die möglichste Sorge für das Pferd, und bestellten sich ein Zimmer für die Nacht. Der ältere der beiden angekommenen Gäste hatte etwas eigenthümlich Schlaues in seinen Zügen, und vorzüglich in seinen dunkeln glänzenden Augen, welche er von Zeit zu Zeit halb zu schließen pflegte, während eine leichte Bewegung seiner Mundwinkel ihn in den Augen eines aufmerksamen Beobachters leicht als einen „Türmacher“ bezeichnete. Der jüngere lächelte fast beständig, vielleicht um seine blendend weißen Zähne zu zeigen; er strich von Zeit zu Zeit mit den Fingern durch die schön gekräuselten Haare, und war überhaupt zu sehr mit seiner Person beschäftigt, als daß man ihm eine mehr als passive Theilnahme an den Scherzen seines Gefährten hätte zumuthen können. Das Abendessen ward aufgetragen, und die beiden Gäste waren durchaus nicht so einsylbig und langweilig, wie sonst gewöhnlich zwei allein speisende Personen, zumal Engländer, zu seyn pflegen; beide aßen und tranken mit einem Appetit, als hätten sie ein halbschrechendes Bettrennen mitgemacht, und waren so munter und guter Dinge, als freuten sie sich, den Hals nicht gebrochen zu haben. Endlich schlug die alte Wanduhr mit bedeutendem Geklirr und Gerassel die zwölfte Stunde. Der ältere der beiden Gäste schaute die Uhr eine Weile starr an, und brach endlich in ein lautes Gelächter aus, wodurch er den in einem Winkel schlummernden Kellner weckte.

— Was, im Namen des Momus, gib's denn zu lachen? fragte der jüngere, und blickte verwundert im Zimmer umher, um die verborgene Ursache des Gelächters aufzufinden. Der ältere antwortete ihm durch einen pffiffigen Blick, streckte den Zeigefinger seiner rechten Hand langsam aus, und legte den Daumen grazios an die Nase. Der andere verstand die geheimnißvolle Zeichensprache. Um sich indessen vollkommen zu verständigen, schickten sie den Kellner nach einer zweiten Flasche Champagner, und beide hielten eine lange und leise Unterredung, welche erst durch den wieder eintretenden Kellner unterbrochen wurde. Die Flasche Champagner wurde mit derselben Heiterkeit ausgestochen wie die erste, und die Gäste begaben sich erst zur Ruhe, als die Wanduhr bereits eins geschlagen hatte.

Gleichwohl waren beide schon am frühen Morgen zur Reise gerüstet, das Pferd wurde auf

ihren Befehl vorgeführt und eingespannt. Die Zeche ward im Gastzimmer pünktlich entrichtet, und der ältere der beiden Gäste, welcher den Wirth durch die Glashüre bemerkte, fragte den Kellner ganz ernsthaft, ob er geneigt sey, die alte Wanduhr zu verkaufen. Der Kellner zögerte; er wußte nicht, was er antworten sollte. Die alte Uhr schien ihm so höchst unbedeutend, daß er einen Augenblick auf den Gedanken kam, sie könne wohl eben so gut für sein Eigenthum, als für das seines Herrn angesehen werden; aber er konnte nicht begreifen, warum ein so vollkommenes Gentlemen, wie der Fremde, einen so geschmacklosen Gegenstand zu besitzen wünschen konnte. In diesem Augenblick trat der Wirth ein, und die Frage wurde nun ihm zur Beantwortung vorgelegt.

— Ich wünsche die alte Wanduhr im ersten Stock zu kaufen; sind Sie geneigt, sie mir zu überlassen? fragte der ältere der beiden Gäste, während der jüngere eine Cigare anzündete und mit gleichgültiger Miene in ein Zeitungsblatt schaute. Der Wirth, welcher die Uhr nur als ein altes Erbstück in Ehren hielt, glaubte einen Antiquitätenfahmler vor sich zu haben, der eine bedeutende Summe dafür zahlen würde; und die Drei giengen, fast ohne es zu wollen, in den ersten Stock hinauf in das Zimmer, wo die Uhr sich befand.

— Die Uhr interessirt mich vorzüglich deshalb, sagte der ältere, weil ich einst durch eine ähnliche Uhr zwanzig Pfund Sterling gewann.

— Zwanzig Pfund Sterling! rief der Wirth verwundert.

— Ja! eine ganz ähnliche Uhr sah ich unlängst in Esser, und es bot mir Jemand eine Wette an, er wolle mit dem Zeigefinger eine Stunde lang den Schwingungen des Pendels folgen, und dabei die Worte sprechen: Hier geht sie, da geht sie! Er war es nicht im Stande; es vergiengen kaum fünf Minuten, so hatte ich meine Wette gewonnen.

— Wirklich! bei mir würden Sie gewiß nicht gewinnen, ich wette zehn Pfund daß ich es auf der Stelle thue.

— Gut, es gilt, erwiderte der Schlaukopf, mit den Augen blinzelnd.

Die Uhr schlug acht, und den Rücken dem Tische und der Thüre zugewendet, setzte sich der Wirth behaglich in einen Armstuhl. Seine Augen folgten aufmerksam den Schwingungen des Pendels, sein Zeigefinger hielt ziemlich Takt, und bei jeder Schwingung sprach er: Hier geht sie, da geht sie.

Bald unterbrachen ihn die beiden Gäste. „Wo ist das Geld? Legen Sie das Geld auf.“

Der Wirth ließ sich durch diese Störung nicht irre machen. Sein Zeigefinger folgte immerfort langsam und sicher dem Pendel, während er mit der linken Hand die Briestafche hervorzog und hinter sich auf den Tisch warf. Alles war still, endlich fragte der jüngere: „Soll ich das Geld indessen dem Kellner einhändigen?“

— Hier geht sie, da geht sie! war die Antwort.

Einer der beiden Gäste verließ das Zimmer. Der Wirth hörte die Treppe hinuntergehen, aber er ließ sich durch diese Kriegslust nicht stören.

Bald darauf trat der Kellner ein, und sah ihn eine Weile erstaunt zu. Endlich gieng er auf ihn zu, rüttelte ihn, und rief: „Sind Sie von Sinnen, Hr. B***? Was machen Sie denn?“

Hier geht sie, da geht sie! antwortete der Wirth, und sein Zeigefinger folgte immer den Bewegungen des Pendels.

Der Kellner eilte hinab; er rief einen Nachbar, und führte ihn zu seinem Herrn. Der Nachbar ergriff Letzteren sanft beim Arm, und sagte mit bittender Stimme: Stehen Sie doch auf, Hr. B**. Kommen Sie mit mir hinunter in's Gastzimmer. Warum sitzen Sie denn hier?

— Hier geht sie, da geht sie! war die einzige Antwort, und das ernste Gesicht, der starr auf das Pendel gerichtete Blick, der langsam sich bewegende Finger, die halb feierliche, halb ängstliche Haltung, dieß Alles führte alle Anwesenden zu demselben Schlusse: er habe den Verstand verloren.

— Er ist wahnsinnig, flüsterte der Nachbar, wir müssen einen Doktor holen.

Der Wirth blieb indessen taktfest; er ließ sich nicht irre machen, und wäre auch die ganze Stadt gekommen, um ihn zu unterbrechen.

— Sie sollten die Frau rufen, fügte der Nachbar hinzu.

Während B*** in seiner einförmigen Beschäftigung fortfuhr, hinterbrachte der Kellner die Schreckenskunde der Frau, welche in der größten Angst herbeieilte.

— O schau mich doch an, liebster bester Dick. Ich bin's ja. Kennst du mich denn nicht?

— Hier geht sie, da geht sie! wiederholte der Wirth, welcher nicht anders glaubte, als daß seine Frau, gleich den übrigen Anwesenden, es darauf angelegt habe, ihn zu stören. Alle Bitten und Thränen der Frau B*** waren nicht im Stande ihn irre zu machen. Sein Zeigefinger bewegte sich beständig hin und her, sein Mund sprach bei jeder Schwingung des Pendels dieselben Worte, und sein Blick ward durch die

unabläßige Verfolgung des Pendels immer starrer und gläserner. Ein schwaches Lächeln, welches auf den Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, verbreitete sich über seine starren unbeweglichen Züge bei dem Gedanken an die vielen fruchtlosen Versuche, ihn aus der Fassung zu bringen. Endlich trat der Arzt ein. Er betrachtete den Geschäftigen eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit, schüttelte dann bedenklich den Kopf, und erwiderte auf die ängstliche Nachfrage der Frau: Der Patient muß so wenig Geräusch als möglich um sich haben. Je weniger Menschen hier, desto besser. Der Kellner sollte sich entfernen, und auch die Magd ist hier ganz überflüssig.

— Hier geht sie, sprach der Wirth in einem fort, und in Uebereinstimmung mit den Bewegungen des Fingers.

— Ich halte eine Consultation für nothwendig, fuhr der Arzt fort. Wollen Sie nicht zum Doktor A** gehen?

Der gefällige Nachbar nahm seinen Hut und eilte zum Zimmer hinaus.

In wenigen Minuten kam der Doktor A**.

— Da ist ein bedenklicher Zustand, sagte er achselzuckend zu seinem Kollegen.

Die beiden Aerzte zogen sich in einen Winkel zurück, und besprachen sich mit einander über die anzuwendenden Mittel.

— Lassen Sie schnell einen Barbier holen, sagte endlich Doktor A**, sich an die Frau wendend, wir müssen ihm die Haare abrasiren und Blasenpflaster legen lassen.

— Ach! mein guter Dick! rief Mrs. B***; er wird gewiß seine arme Frau nicht wieder erkennen.

— Hier geht sie, da geht sie! sagte der Wirth mit etwas mehr Nachdruck und mit stärkerer Fingerbewegung; denn der Minutenzeiger hatte jetzt die Zahl zwölf, seinen verhängnißvollen Punkt, beinahe erreicht, welcher ihm zehn Pfund Sterling einbringen sollte, wenn der Zeiger dahin gelangte, ohne daß er sich stören ließ. Die Stimme des Wirths wurde lauter, je näher der Minutenzeiger dem ersehnten Punkte rückte.

Der Barbier kam, und traf mit großer Geschwähigkeit die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Operation, wobei er unablässig die Borzüglichkeit seiner Rasirmesser pries.

— Hier geht sie, da geht sie! rief der Wirth mit kreischender Stimme und immer heftigerer Handbewegung; sein Antlitz sieng an sich zu verklären und sein ganzer Körper zuckte vor freudiger Ungeduld.

Der Barbier sah ihn erstaunt an. Was? rief er; wohin geht sie? Dann wandte er sich zu den Aerzten: Wo soll ich anfangen?

Besteht immer in
der Eitelkeit, die
den Eitelkeit
den Eitelkeit
die vielen ja
lang ja
wagten den
Kauf, und
sage der Frau
ich als möglich
sich hier, die
fernen, und
sich.
Wirth in ein
mit den
für nothwe
Sie nicht zu
einen Hut
Doktor W
hand, sage
einen Wohl
einander über
er holen, sag
Frau wende
und Blaf
Hr. W***,
eder erkenn
ge der W
mit hürter
tenziger kam
hängigke
um zehn Win
Züger dolo
Die Stim
der Winte
zu großer
zu der keu
mahllich
griek.
ief der W
vor heftiger
an sich
th vor fre
Was? rief
sich zu



— Kasiren Sie den ganzen Kopf! erwiderte Doktor A²². Mrs. B²² sank ohnmächtig auf einen Stuhl.

— Hier geht sie, da — rief der Wirth zu'n letzten Male, als die Uhr neun schlug. Er sprang im Uebermaß seiner Freude auf, und rief, im Zimmer umherspringend: Ich hab's gewonnen! Ich hab's gewonnen!

— Was? fragte der Kellner.

— Was riefen die Aertze.

— Was? wiederholte Mrs. B²², aus ihrer Ohnmacht erwachend.

— Nun, die Wette, zehn Pfund Sterling! Als er aber die beiden Gentlemen, denen er die Wette angeboten hatte, nicht im Zimmer fand, fragte er den Kellner, wo sie wären.

— Sie fuhren beinahe vor einer Stunde in ihrem Phaeton weg, wor die Antwort.

Jetzt durchschaute er mit Einem Blick die Sache. Die beiden Industrieritter hatten sich mit seiner Brieftasche und der darin befindlichen Summe von 21 Pfund Sterling aus dem Staube gemacht.

Das bewegliche Haus.

(Eingefandt.)

Last euch einen sonderbaren Streich erzählen, der einem Juden gespielt worden, der, indem er einen Christen pressen wollte, selbst geprellt worden ist. Ueber die Moralität der Sache will der sinkende Vote nicht entscheiden. Jemanden pressen ist nie recht, er sey Christ, Jude oder Heide. Und eine Schuld, die man gemacht hat, muß am Ende doch bezahlt werden, nur nicht mit Bucher.

Ein Jude hätte sich gern in einem Dorfe in Deutsch-Lothringen angesiedelt, wo sich keine Hebräer eingemischt haben, und wo man sich auch nicht nach ihnen sehnt. Um nicht abgewiesen werden zu können, wollte er daselbst vorderhand ein Haus kaufen, und suchte einen Bewohner des Dorfs, den er in Geldnoth wußte, zu überreden, daß er ihm das seinige verkaufe. — Nu, sagte er ihm, verkaufst mer euer Nest, eh' es euch überm Kopf zusammen fällt; ich zahl sie euch baar in blanken Thalern mehr als sie werth ist, eure alte hölzerne Baracke; für das schöne Geld könnt ihr euch dann ein neues bauen lassen. — Schere dich so wie es ist, und ist mir nicht feil. — Als er mir das Haus nicht verkaufen wollt, so biet ich euch an andern Handel an. Ich hab ä schöne Kuh, ä rares Stück, gibt mehr Rahm als Milch, und wirft alle Jahr zwei Kälber, die sollet ihr kaafen. — Schön recht, wenn ich Geld hätte. — Was

Geld! hab ich euch ja Käss verlangt. Mer lassen den Werth verschrieben vorm Notari, und ihr gebet mer Hippetek auf euer Haus. — Meinewegen, antwortete der Bauer. — Den hab ich im Sack, dachte der Jude, und sein Haus ist mein.

Der Termin verfällt, aber das Geld für die Kuh ist nicht vorhanden. Der Jude dringt auf Zahlung, und endlich auf Zwangsverkauf der Hypothek, was ihm auch nach den gesetzlichen Fristen zugesprochen wird. Darauf ergeht an den verpfändeten Schuldner der Befehl, das befragliche rechts an der Gasse gelegene, einerseits an das Eigenthum des A., andrerseits an das des A. stoßende Haus zu räumen.

Den folgenden Tag kommt der Jude mit Frau und Kindern, Sack und Pack angefahren, um das Haus in Besiz zu nehmen. Wer malt sein Erstaunen, als er sieht daß das Haus verschrammen ist!

Der Eigenthümer hatte, mit Hilfe seiner Nachbarn, das Häuschen zerlegt, und auf einem andern ihm gehörenden Platz wieder aufgeschlagen.

Bei Ankunft des Juden hielt sich der vergaunerte Bauer mit der Pfeife im Mund vor der Thür des flüchtig gewordenen Hauses, über die lange Nase des Juden nicht wenig lachend. Der Hebräer wollte doch Besiz vom Hause nehmen; wurde aber nicht eingelassen. Hierauf wendet er sich an das Tribunal von Sarreg... Dieses sprach gegen ihn aus, daß weil ein Haus kein fahrendes Gut sey, er nur auf das im Contract beschriebene, an Den und Den stoßende Haus Hypothek habe, und verurtheilte ihn in die Kosten.

Österreichische Einfalt.

Die Couriers im Österreichischen sind angewiesen, wenn sie Depeschen mit einem Siegel versehen erhalten, nur im Schritt zu reiten, mit zwei Siegeln im Trab, mit drei aber im Galopp zu reiten. Ein Courier wurde unterwegs in einer Stadt von einem dort kommandirenden Officier angehalten, und dieser bat ihn, doch ein Schreiben bis zur nächsten Station mitzunehmen. Als man es ihm zu diesem Behufe einhändigte, sagte er: Das wollt ich gern, aber ich kann es nicht; meine Depesche ist mit zwei Siegeln versehen, ich muß also Trab reiten; diese hat aber nur ein Siegel, und darf daher nur im Schritt weiter befördert werden.